

3. Wege zum Verständnis der Krise des (Re)Produktiven

Die Krise des (Re)Produktiven im Allgemeinen, jedoch auch im speziellen Kontext dieser Arbeit, dem von Fremdheit und globaler Ungleichheit, stellt methodische Ansprüche, die ich im Folgenden genauer untersuchen werde. Eine methodische Wachsamkeit ist zum einen durch die wissenschaftstheoretischen und epistemologischen Einschreibungen im (Re)Produktivitätsansatz geboten, zum anderen aber auch, weil durch die Wahl und Anwendung von Methoden Wirklichkeit nicht nur abgebildet, sondern erst konstituiert wird (Mölders 2010a: 22¹). Wissenschaftliche Daten, die erhoben werden, entwickeln ihren Charakter als solche erst im Rahmen der Erhebung (vgl. Heinze 2001: 37). Durch Erzählung, z.B. im Interview, und die Interpretation dieser, wird Realität geschaffen. Politische und soziale Trends, »Großwetterlagen« und Ideologien, stehen in Wechselwirkung mit der Art und Weise, wie geforscht wird.² Dieses vor Augen, lassen sich sowohl erbitterte innerwissenschaftliche Kämpfe um die »richtige« Wahl von Methoden verstehen als auch die besondere Bedeutung einer stetigen Reflexion in der Forschung.

Meine Überlegungen zur Methodik dieser Arbeit lege ich ausgehend vom (Re)Produktivitätsansatz dar, der den Gegenstand, nämlich die Krise des (Re)Produktiven definiert. Kurz betrachte ich methodische Aspekte bisheriger (re)produktivitätsbezogener Forschungsarbeiten. Anschließend nehme ich, um die Indikation meiner Forschungsweise aufzuzeigen,³ in den Blick, welche methodologischen Annahmen der (Re)Produktivitätsansatz in sich trägt und welche methodologischen Schlüsse aus den theore-

-
- 1 Bezug u.a. auf Sturm, Gabriele (2000): Wege zum Raum. Methodologische Annäherungen an ein Basiskonzept raumbezogener Wissenschaften. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. <https://doi.org/10.1007/978-3-663-11821-3>.
 - 2 Beispiele sind die Förderung modernistischer, quantitativer Forschung in Deutschland im Rahmen des Marshall Plans (Heinze 2001: 17) und die »Wiederentdeckung« qualitativer Methoden im Zusammenhang mit sozialen Bewegungen. Ebenso zu nennen sind hier die Diskussion darum, ob qualitative Methoden weibliche Methoden sind, und daher für feministische Forschung genutzt werden sollten (vgl. Abels 1997: 134-135), oder die von Reichertz (2009) konstatierte Veränderung qualitativer Forschungsdesigns im Zusammenhang mit Neoliberalismus, der auch einen Nexus zur transdisziplinären Forschung aufweist (vgl. Elzinga 2008: 347).
 - 3 Zur Indikation des Forschungsprozesses als Gütekriterium qualitativer Forschung vgl. Steinke 2004: 326.

tischen Perspektiven des Ansatzes zu ziehen sind. Im Anschluss entwickle ich, wie diese Ansprüche in meiner Forschung umgesetzt werden, ohne bereits auf die genutzten Erhebungsmethoden einzugehen. Diese werden in Kap. 3.5 bei der Vorstellung meiner Feldstudie dargelegt. In Abschnitt 3.4 stelle ich forschungsgegenständliche Analyse-Heuristiken vor. Diese haben bereits bei der Aufnahme von Daten und der Filterung des Gesehenen und Gehörten sowie der Durchführung von Interviews eine Rolle gespielt, kommen aber ebenfalls in der Textanalyse zum Tragen. Der Auswertung des generierten Textmaterials widme ich Kap. 3.6. Ich schließe mit einer Reflexion zum interdisziplinären Schreiben (Kap. 3.7).

3.1 Bestehende Methodiken (re)produktionstheoretischer Forschung

Bei der Betrachtung bisheriger (re)produktionstheoretischer Forschung sind unter methodischen Gesichtspunkten zwei Tendenzen zu erkennen. Zum einen wird (Re)Produktivität in transdisziplinären oder anwendungsorientierten Studien für einen gut abgrenzbaren Teilbereich gesellschaftlicher Naturverhältnisse in den Mittelpunkt gestellt und dann mit bestehenden Methoden analysiert (vgl. Yildiz et al. 2012; Schön et al. 2013; Yildiz & Schön 2014; Brüll 2015). Beispielsweise erfolgt die Analyse von RePro-Ketten⁴ in Schön et al. (2013) unter Nutzung des von Biesecker & Hofmeister (vgl. 2013a: 142-146) entwickelten Phasenmodells, über ihre Zerlegung in gut analysierbare Komponenten.⁵ Diesen kann dann wieder mit bewährten Verfahren begegnet werden. Dazu zählen der Naturraumpotentialansatz, der Ökosystemdienstleistungsansatz, oder, auf der »Bühne« der Arbeit, Kriterien menschenwürdiger Arbeit der ILO oder der Fähigkeitenansatz nach Nussbaum.⁶ Aus der Perspektive dieser Herangehensweise fehlen dem Ansatz konkretisierte Operationalisierungen, Instrumente und Formulierungen, wie z.B. eine Umweltverträglichkeits- oder Wirtschaftlichkeitsprüfung aus (re)produktionstheoretischer Perspektive durchzuführen ist. »Wünschenswert wären beispielsweise Checklisten, Bewertungskategorien und -verfahren, die die Komplexität des theo-

-
- 4 Unter RePro-Ketten sind regionale Wertschöpfungsketten der Wasser- und Energieinfrastruktur zu verstehen (Schön et al. 2013: 160). Im konkreten Beispiel wird über eine Teichkläranlage eine Kurzumtriebsanlage bewässert, die wiederum der lokalen Energieversorgung dient (Schön et al. 2013: 160-163). Die Autorinnen heben deutlich hervor, dass eine funktionierende RePro-Kette nicht mit der Vision einer (re)produktiven Ökonomie gleichzusetzen ist, da ihre Gestaltung »zwangsweise in einer kapitalistisch wirtschaftenden Umgebung verhaftet« (Schön et al. 2013: 160) bleibt.
 - 5 Reproketten werden als stofflich-energetische Kette, als Kette von Arbeitsprozessen (zusammenfassend also als Produktivitätskette), als Koordinations- oder Akteurskette und als Wertschöpfungskette beschrieben (Schön et al. 2013: 170).
 - 6 Die Autorinnen führen die vorgeschlagenen Verfahren nicht durch, sondern weisen auf die Nutzungspotentiale dieser hin. Alle Ansätze werden zudem kritisch betrachtet, da sie eben keine vollständige Passung zum (Re)Produktivitätsansatz aufweisen. Beispielsweise beziehen sich genannte arbeitsbezogene Indizes allein auf Erwerbsarbeit (Schön et al. 2013: 178-180) und der Naturraumpotentialansatz integriert keine gesellschaftsbezogenen Sichtweisen von Natur (Schön et al. 2013: 175).

retischen Ansatzes belastbar und praktikabel reduzieren« (Schön et al. 2013: 168-169).⁷ Mit der Entwicklung von Nachhaltigkeitsindikatoren, welche sich auch an (Re)Produktivität orientieren, hat sich das Projekt »Regionaler Wohlstand – neu betrachtet« befasst (vgl. Schäfer 2004; Schäfer & Illge 2007; Schäfer et al. 2007). Dieses bezieht sich jedoch allein auf den Kontext der ökologischen Landwirtschaft in Berlin-Brandenburg.

Die zweite Tendenz des methodischen Umgangs mit dem (Re)Produktivitätsansatzes ist, die Kategorie (Re)Produktivität als einen inhaltlichen Analyserahmen⁸ für mehr oder weniger weit gesteckte Problemfelder zu nutzen.⁹ Der Blick ist hierbei darauf gerichtet, Trennungen aber auch Grenzverschiebungen zu erkennen (vgl. Mölders 2010a: 282-283; Burandt & Mölders 2017). Theoriebasiert werden Integrationen entworfen und deren Potential nahegelegt. Untersuchungsgegenstand sind in diesen Arbeiten meist Texte (z.B. politische Programme oder Interviews). Wie stark (Re)Produktivität im Fokus der Untersuchungen steht, variiert. Sie dient als »eye-opener« um »Blinde Flecken« zu erkennen (Burandt 2017: 22) oder als »theoretische Sensibilität« im Rahmen der Grounded Theory Methodologie (Mölders 2008: 184). Genauere methodologische Ausführungen bezüglich der Offenheit im Forschungsprozess, der Einbindung von theoretischen Wissensbeständen, der Reflexion von hierarchischen Beziehungen im Feld und der Verortung gegenüber der Methodik der Sozialen Ökologie finden sich in Mölders (2010a: 21-23).¹⁰ (Re)Produktivität bildet hier jedoch nur einen Teil einer umfassenderen feministischen Perspektive (Mölders 2010a: 55-80) und stellt nicht den Ausgangspunkt für die Entfaltung einer Methodik dar. Der von mir genutzte Methodenmix und das Vorgehen in der Auswertung kommt dem von Mölders zwar in der Praxis nahe, ich entwickle ihn jedoch ausgehend vom (Re)Produktivitätsansatz und meinem spezifischen Forschungskontext.

3.2 Methodologische Hinweise des (Re)Produktivitätsansatzes

Der (Re)Produktivitätsansatz transportiert zwei zentrale Forderungen, die methodisch berücksichtigt werden müssen. Dieses sind die Forderungen nach Integration und nach Reflexivität. Darüber hinaus erkenne ich durch die enge Bezugnahme zu Latour (1991/2013) die Aufforderung, im Geiste der symmetrischen Anthropologie zu forschen. Alle drei Forderungen seien im Folgenden genauer dargelegt.

-
- 7 Es sei darauf verwiesen, dass dieses Zitat die Praxisperspektive des transdisziplinären Artikels widerspiegelt und nicht unbedingt die der am Artikel beteiligten Theoretikerinnen.
 - 8 Spezifiziert wird dieser grafisch in Burandt & Mölders 2017. Hier wird die EU-Agrarpolitik auf Trennungen zwischen Subsistenzproduktion (»Reproduktion«) und marktförmiger Produktion (»Produktion«) sowie zwischen Naturschutz (»Reproduktion«) und Naturnutzung (»Produktion«) untersucht. Andere Arbeiten haben einen ähnlichen Fokus, ohne ihn in dieser Systematik darzulegen.
 - 9 Beispiele sind: Naturschutz (Hofmeister & Mölders 2013; Hofmeister et al. 2019b), Stadtlandschaften (Hofmeister & Scurrell 2016), EU-Politik (Mölders 2010b), die Sustainable Development Goals der UN (Mölders 2019) oder Konflikte um Agrogentechnik (Friedrich 2015).
 - 10 Wichtig ist hier die Betonung von Offenheit, bei gleichzeitiger Nutzung von Theorien sowie die Gestaltung von Forschungsbeziehungen als Subjekt-Subjekt Beziehungen. Natur in der Forschung tatsächlich als Subjekt zu begreifen ist jedoch mit Herausforderungen verbunden (vgl. Mölders 2010a: 21-23).

3.2.1 Integration

Die Forderung nach Integration ergibt sich aus der gesamten vermittlungstheoretischen Perspektive des Ansatzes (vgl. Biesecker et al. 2019), die weit mehr als nur die Entwicklung der Kategorie (Re)Produktivität umfasst. Der Ansatz macht sich eine grundlegende feministische Kritik an Dichotomisierungen und damit einhergehenden Hierarchisierungen zu eigen (vgl. Biesecker & Hofmeister 2006: 11). Auf einer inhaltlichen Ebene fließt der Blick auf diese in die forschungsgegenständliche Analyseheuristik ein (s. Kap. 3.4). Methodologisch relevant ist die Verbindung von verschiedenen Arten von Wissen. Biesecker & Hofmeister (2006: 61, 178) orientieren sich an Haraway, die Wissen als situiert begreift.¹¹ Wissen ist hier ein positionsabhängiger und partialer »weltkonstituierender politischer Prozess, der im Kontext von Macht- und Herrschaftsgefügen stattfindet« (Biesecker & Hofmeister 2006: 61). In der (re)produktionstheoretischen Forschung sollten Unterschiede zwischen Wissenschafts- und Alltagswissen also nicht dichotom konstruiert werden.¹² Die Verbindung von verschieden situiertem, lebensweltlichem und wissenschaftlichem Wissen, lässt sich grundsätzlich am besten anhand von qualitativen Methoden erreichen. Diese sind verstehend orientiert und folgen dem Prinzip der Offenheit (Flick et al. 2004: 23), wodurch die Krise des (Re)Produktiven in einer zuvor nicht festgelegten Erscheinung untersucht werden kann.¹³ Ob die durch

-
- 11 Als feministische Wissenschaftskritikerin war Haraway daran beteiligt, die Konstruktion von Natur offen zu legen und das Machtmoment der Naturwissenschaften herauszuarbeiten. Ausgehend von einer Kritik am sozialkonstruktivistischen Vorgehen entwickelt sie den Begriff einer feministischen Objektivität im situierten Wissen, das durchaus in der Lage ist, Materialität und Technologie zu beschreiben. Sie verfolgt damit das »Projekt einer Nachfolgewissenschaft [...], das eine [...] Darstellung einer Welt, in der ein gutes Leben möglich sein soll, anbietet, und das ein kritisch-reflexives Verhältnis zu unseren eigenen wie auch zu fremden Herrschaftspraktiken und dem für jede Position konstitutiven, unterschiedlichen Maß an Privilegiertheit und Unterdrückung ermöglicht« (Haraway 1995: 78). Intersektionale Zusammenhänge sind für Haraway sehr wichtig bei der Konstituierung von Wissen. Durch ihre Lokalisierung müssen herrschaftliche Erkenntnisansprüche Verantwortung übernehmen. Sie können als situiert zur Rechenschaft gezogen werden (Haraway 1995: 83).
- 12 Im Kontext dieser Arbeit ist dieses relevant, da es um die Frage, ob und wie indigenes Wissen von westlichem oder von wissenschaftlichem Wissen abgegrenzt werden kann und sollte, eine umfangreiche Diskussion gibt (vgl. Ellen & Harris 2000). Das Wissenssystem bei den Matigsalug ist in vielerlei Hinsicht anders organisiert und begrenzt als mein eigenes alltägliches oder wissenschaftliches Wissen (Dannenberg 2009: 107-110). Indigenes Wissen als solches abzugrenzen, ist eng mit den Bestrebungen verbunden, es überhaupt als Wissen anzuerkennen und dann gegenüber seiner Ausbeutung durch z.B. Pharmakonzerne zu schützen. Hiermit weist es Anschlussfähigkeit an die erste Tendenz der Krisenbegegnung (s. Kap. 2.1.3) auf. Die Abgrenzung aufgrund von Methoden, Epistemologie, Kontextabhängigkeit oder Inhalten hat sich als schwierig erwiesen (Agrawal 1999: 177). Da Indigene strukturell marginalisiert werden, besteht zwischen indigenem und wissenschaftlichem Wissen ein Machtverhältnis. »It is on the basis of the relation of power (and perhaps only on that basis) that one can define the difference between local/traditional/practical knowledge on the one hand, and global/western/theoretical knowledge on the other« (Agrawal 1999: 178). Zur Problematik der Abgrenzung von indigenem Wissen vgl. Kap. 8.2.1.1.
- 13 Mit den Worten von Haraway (1995: 85): »Wir sind auch gefordert, die Perspektiven solcher Blickwinkel anzustreben, die niemals im Voraus bekannt sein können und die etwas sehr Ungewöhnli-

u.a. fehlende Härte und Eindeutigkeit sowie eine stärkere Reflexivität und Lebensweltorientierung begründete Marginalisierung von qualitativen Methoden gegenüber quantitativen Methoden dazu führen sollte, dass diese in feministischer Forschung zu bevorzugt werden, wurde in feministischen Methodologie-Diskursen der 1980er Jahre diskutiert (vgl. Abels 1997: 134-135). Für die komplette feministische Forschung ist dieses nicht sinnvoll (Abels 1997: 135), bezogen auf den (Re)Produktivitätsansatz jedoch zumindest denkbar. Gleichzeitig dürfte eine harsche Abgrenzung gegenüber einem quantitativen Vorgehen auch nicht im Sinne des vermittlungstheoretischen Geistes des Ansatzes sein, denn auch für die Vermachtungen der Dichotomie von qualitativ und quantitativ gilt, dass diese eher über eine Auflösung transformiert werden kann, als über eine Stärkung der einen Seite der Dichotomie.¹⁴ Zudem sind Methoden immer kontextgebunden und naturwissenschaftliche Methoden gehören zum Kanon der Sozialen Ökologie schlichtweg hinzu. Ich arbeite kontextbasiert qualitativ, nicht um eine Reinheit zu propagieren. Tatsächlich lässt sich aber eine ausschließlich realistische Wissenschaft über Natur, über Gesellschaft und über deren (in diesem Falle vermutlich negierten) Hybride (re)produktionstheoretisch ausschließen.¹⁵

3.2.2 Reflexivität

Die Forderung nach Reflexivität findet sich im (Re)Produktivitätsansatz dadurch, dass der Kontext, in dem die sozial-ökologische Krise verortet wird, der einer »reflexiven Moderne« ist, also einer Moderne, die immer wieder neu auf die von ihr hervorgebrachten und veränderten hybriden Phänomene reagieren muss (Beck 1996; Biesecker & Hofmeister 2006: 152-154). Nachhaltigkeitswissenschaft und Praxis müssen in dieser Situation selbst reflexiv, situativ und prozessorientiert agieren (vgl. Biesecker & Hofmeister 2006: 30). Ohnehin ist die Soziale Ökologie eine reflexive Wissenschaft (vgl. Becker & Jahn 2006a: 13) mit dem Anspruch, im wissenschaftlichen Handeln grundsätzlich Wissenschaft zu reflektieren. Das kritische Reflektieren von Methoden und Erkenntniswegen wird hier gegenüber einer simplen Integration dieser hervorgehoben

ches versprechen, nämlich ein Wissen, das die Konstruktion von Welten ermöglicht, die in geringerem Maße durch Achsen der Herrschaft organisiert sind.«

14 Tatsächlich bildet das Verhältnis von quantitativer und qualitativer Forschung in einiger Hinsicht die Konflikte von Auflösungsprozessen anderer Dichotomien ab. Mit der Anerkennung und Etablierung qualitativer Forschung wurde jedoch verstärkt eine Form der Forschungsrationale auf diese übertragen, die ihrem Wesen als sozialkritische Forschung widerspricht (vgl. Reichertz 2009). Das vormalig Abgespaltene wird anerkannt und dabei gleichzeitig angeeignet. In Arenen der Hybridisierung werden dann Räume für neue Machtverhältnisse und Machtkämpfe eröffnet, die sich anhand von neuen Ausschlusslinien entwickeln (vgl. Götsch et al. 2009). Entsprechende Prozesse werden bei Biesecker & Hofmeister für das Verhältnis von »produktiv« und »reproduktiv« über die »Tendenz 2« nachgezeichnet. Ein Festhalten und »unter Schutz Stellen« von qualitativen Methoden in einer (vermeintlichen) Reinheit, entspräche der »Tendenz 1« (s. Kap. 2.1.3).

15 »Realistisch« ist selbstverständlich nicht gleichzusetzen mit »quantitativ«, ebenso wenig mit »naturwissenschaftlich«. Es geht mir hier jedoch darum, wenn auch vereinfacht, zu betonen, dass aus (re)produktionstheoretischer Perspektive Wissenschaft benötigt wird, die Zwischenräume zulässt und Wissensarten und Bestände integriert. Diese Perspektive wurde bereits in Kap. 1.2 deutlich. Hier wird sie (re)produktionstheoretisch gestützt.

(vgl. Becker & Jahn 2006d: 146). Diese Selbstreflexion der Sozialen Ökologie als Wissenschaft zeichnen Biesecker & Hofmeister (2006: 34 mit Bezug auf Scheich & Schultz 1987) im Zusammenhang der Debatte um die Integration feministischer Wissenschaft in die Soziale Ökologie nach. Auch nehmen sie selbst umfangreiche wissenschaftsgeschichtliche Reflexionen vor (Biesecker & Hofmeister 2006: 22-41). Neben dem Genannten ergibt sich, durch seine Bezugnahme auf situiertes Wissen (Haraway 1995) aus dem (Re)Produktivitätsansatz, die Forderung nach einer persönlichen Reflexion eigener Positionalitäten und Vorannahmen.¹⁶

Die dargestellten Formen der Reflexivität lassen sich für den Kontext dieser Arbeit übersetzen. Die Reflexivität im Sinne der Wahrnehmung und Gestaltung selbstproduzierter Hybride ist im Forschungskontext neben gegenstandsbezogenen Erkenntnissen für die Wahrnehmung von Veränderungen des Feldes durch die Forschungsperson (vgl. Strübing 2013: 55) relevant. Die Reflexivität sozial-ökologischer Forschung spiegelt sich in einem reflexiven Umgang mit Methoden, Theorien (einschließlich des (Re)Produktivitätsansatzes selber), Wissensgenerierung und Forschungsverlauf wider. Positionalität und Vorannahmen hingegen können, in dem Maße wie sie mir selbst zugänglich sind, reflektiert werden.

3.2.3 Symmetrische Anthropologie

Im (Re)Produktivitätsansatz stellen Latours Überlegungen zur Moderne einen wichtigen theoretischen Bezugspunkt dar (vgl. Biesecker & Hofmeister 2006: 60-68, 148-151). Meiner Ansicht nach gibt es hierdurch, vor allem aber durch meinen in Kap. 2.3.3 dargelegten Standpunkt, dass unsere ›Moderne‹ *tatsächlich* eine Latour'sche ›Nichtmoderne‹ darstellt, eine Aufforderung, sich mit symmetrischer Anthropologie und damit mit ›nichtmoderner‹ Wissenschaft forschungsmethodologisch auseinanderzusetzen.

16 Die Auseinandersetzung mit persönlicher Reflexion findet in unterschiedlichen Disziplinen statt, die mich inspirieren (s. Kap. 3.3.2). Für die Soziale Ökologie wird die persönliche Reflexion u.a. thematisiert von Katz (2011: 270-272) und dem Forschungsverbund »Blockierter Wandel?« (2007: 160-162). Biesecker & Hofmeister (2006: 146) beziehen sich auf das Konzept der »preanalytic vision«. Dieses bezeichnet umfangreiche Vorannahmen von wirtschaftswissenschaftlichen Denkschulen, die der eigentlichen Wissenschaft vorausgehen und geht zurück auf Joseph Schumpeter (Biesecker & Kesting 2003: 2 mit Bezug auf Schumpeter, Joseph Alois (1954/1965): Geschichte der ökonomischen Analyse. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.).

Die ›nichtmoderne‹ Wissenschaft vereint das, was Latour (1991/2013: 13) die drei zentralen »Repertoires der Kritik« nennt: Naturalisierung, Sozialisierung und Dekonstruktion.¹⁷

Jeder für sich genommen räumt er große Stärken ein. Doch

»kann man sich eine Untersuchung vorstellen, die aus dem Ozonloch etwas macht, das naturalisiert, soziologisiert und dekonstruiert ist? Eine Untersuchung, in der die Natur der Fakten absolut erwiesen, die Strategien der Macht vorhersehbar wären, obwohl es sich dabei nur um Bedeutungseffekte handelte, welche die fadenscheinige Illusion einer Natur und eines Sprechers erzeugten?« (Latour 1991/2013: 13)

Die Undenkbarkeit einer solchen führt Latour (1991/2013: 118-121) auf modernistische Trennungen zwischen den Repertoires zurück. In der ›nichtmodernen‹ Wissenschaft sind diese Repertoires nicht voneinander getrennt. Hybride erscheinen »bald als Ding, bald als Erzählung, bald als soziales Band« (Latour 1991/2013: 119). »Was Kontext und was technischer Inhalt ist, definiert sich immer wieder neu« (Latour 1991/2013: 11). Die ›nichtmoderne‹ Wissenschaft ermöglicht, den Engführungen einzelner wissenschaftlicher Perspektiven, zu entkommen (Latour 1991/2013: 120).¹⁸ Wenn sie auch nicht deckungsgleich sind, weisen die von Latour beschriebenen Repertoires eine Anschlussfähigkeit an die von Biesecker & Hofmeister beschriebenen Dimensionen der (Re)Produktivität auf (s. Kap. 2.1.5). Denn diese fragen ebenfalls nach Macht (sozial-kulturelle Dimension), Materie (physisch-materielle Dimension) und Diskurs (kulturell-symbolische Dimension).¹⁹

-
- 17 In der Vereinigung kommt noch ein weiteres Repertoire hinzu, das »Sein«. Er spricht dann von vier Repertoires für die ›Nichtmoderne‹: Natur, Diskurs, Gesellschaft und Sein (Latour 1991/2013: 118-121). Der »Seinsvergessenheit« der ›Moderne‹ widmet er sich ausführlich (Latour 1991/2013: 87-90). Seit der Erstauflage sind allerdings fast 30 Jahre vergangen. Der »Ontological Turn«, der – auch aufgrund von Theoretiker_innen wie Haraway oder Latour – stattfindet (vgl. Escobar & Harcourt 2016: 280), und mit kontroversen Diskussionen um das spätere Werk Latours verbunden ist (vgl. Delchambre & Marquis 2013), hat an Momentum gewonnen. Für feministische Diskurse sind neue ontologisch-epistemologische Vermittlungen durchaus wichtig (van Staveren 2010: 27), die Soziale Ökologie ist ohnehin in diesem Vermittlungsfeld angesiedelt (vgl. Becker & Jahn 2006b: 112-122). Das Verhältnis von Sein und Bewusstsein wird in den inhaltlichen Diskussionen dieser Arbeit indirekt immer wieder berührt (s. z.B. Kap. 7.4.4), ich thematisiere es aber nicht als ein solches, sondern verbleibe bei Begrifflichkeiten, die ich aus der empirischen Forschung und der Theoretisierung des Hybriden mitbringe.
- 18 Eine in einiger Hinsicht ähnliche Zielsetzung verfolgt die Soziale Ökologie mit dem Verfahren doppelter Kritik. Wissensbestände werden hier einer Prüfung unterzogen, inwiefern sie auf sozialisierenden oder naturalisierenden Erklärungsmustern beruhen. Hierdurch wird ein neuer Denkraum eröffnet (vgl. Becker et al. 2006: 188-189; Kap. 1.2.2).
- 19 Für die kritisch-analytische Perspektive des Ansatzes sind die Dimensionen bei Biesecker & Hofmeister kaum ausformuliert. Bei meinen Überlegungen, ob und wie Empirisches diesen Dimensionen zugeordnet werden kann, haben sich die von Latour beschriebenen Perspektiven als hilfreich erwiesen. Grundsätzlich weisen die Dimensionen der (Re)Produktivität gegenüber der Unterscheidung zwischen nur zwei Dimensionen der Sozialen Ökologie, materiell und symbolisch (vgl. Jahn & Wehling 1998: 84), den Vorteil auf, dass sie näher an zugehörigen wissenschaftlichen Erkenntniswegen konzipiert sind. Sie können nicht so leicht mit den Polen »Natur« und »Gesellschaft« verwechselt werden. Dafür wird eine Differenz möglich, zwischen der Analyse von Dis-

Die Anthropologie²⁰ sieht Latour als eine teilweise ›nichtmoderne‹ Wissenschaft an, da sie sowohl Natur als auch Gesellschaft in verschiedenen Perspektiven betrachtet. »In den anthropologischen Arbeiten, die in der Fremde entstanden sind, findet sich kein einziges Merkmal, das nicht gleichzeitig real, sozial und narrativ wäre« (Latour 1991/2013: 14). Allerdings ist die Anthropologie eine Ausgeburt der ›Moderne‹, die historisch auf der Abspaltung der ›Vormoderne‹ fußt.²¹ So verfahren Anthropologen nur in der Fremde ganzheitlich. »Den Mut, in der Fremde zu vereinheitlichen, haben sie nur, weil sie bei uns zuhause trennen« (Latour 1991/2013: 15).²² Zudem sind ihre Verfahren und Erkenntniswege ungeeignet für ›moderne‹ Wissenschaft und Technik (vgl. Latour 1991/2013: 122-123). Der Grund liegt darin, dass über den Blick auf sozial-kulturelle Zusammenhänge in der Regel nur Irrtümer oder Ideologien erklärt werden. Wenn etwas funktioniert, ist dieses auf Natur(wissenschaft) zurückzuführen und nicht erklärungsbedürftig. Das erste Symmetrieprinzip der symmetrischen Anthropologie, die Latour fordert, verlangt »Irrtum und Wahrheit mit denselben Begriffen anzugehen« (Latour 1991/2013: 123²³). Dieses eine Symmetrieprinzip reicht jedoch für die symmetrische Anthropologie nicht aus. Worte und Konzepte, die nun für die symmetrische Beschreibung von Wissenschaft, Glaube und Wissen genutzt werden, sind allein die der Sozialwissenschaften. Der »Mut des Ethnologen« (Latour 1991/2013: 128), ganzheitlich verschiedene Bereiche »von den Strukturen des Mythos zur Ethnophysik« (Latour 1991/2013: 128) zu erforschen, kommt »von seiner festen Überzeugung, dass es sich dabei nur um Repräsentationen, und allein um Repräsentationen« (Latour 1991/2013: 129) handelt. Bisher ist nur ein Repertoire genutzt, das der Sozialisierung. Die Natur selbst trägt hier weder zur Erklärung von Wahrheit noch zu der von Falschheit bei (Latour

kursen und kulturell-symbolischen Ordnungen auf der einen Seite und der Analyse von realer bzw. materieller Macht oder struktureller Ungleichheit auf der anderen Seite. Letztere muss, wenn nur zwei Dimensionen zur Verfügung stehen, unter »symbolisch« und »materiell« aufgeteilt werden. Biesecker & Hofmeister (2006) führen ihre Begründung nicht aus, warum aus zwei sozial-ökologischen Dimensionen drei wurden. Da ich sie in meinem Forschungskontext jedoch mit den Repertoires der Kritik zusammendenke, wird dieser Aspekt sehr deutlich.

- 20 Gemeint ist hier offenbar die Kultur- und Sozialanthropologie (Ethnologie).
- 21 Wichtig war außerdem eine Unterteilung dieser. Es ging um die Erforschung eines (vermeintlich homogenen und abgrenzbaren) Volkes. Heute werden diese Formen von Trennung durch Ansätze wie translokale Ethnografie (z.B. Lauser 1997) oder die Extended Case Methode (vgl. Halbmayer 2010b) geschwächt.
- 22 Tatsächlich spricht Latour hier teilweise auch die vorliegende Arbeit an. Auch diese Forschung wäre in ihrer Herangehensweise mit dem Blick auf »Das Ganze der Wirtschaft« von mir für die heimatliche ›Moderne‹ so wahrscheinlich nicht durchgeführt worden. Auch ich bin durch ein, mir bekanntes Narrativ einer Homogenisierung »bei uns Matigsalug« in meinem Forschungsvorhaben gestärkt worden (allerdings weniger durch die Vorannahme einer Vermittlung von Natur und Gesellschaft, denn von dieser gehe ich auch bei uns aus). Ich möchte jedoch ergänzen, dass der »Mut in der Fremde zu vereinheitlichen« auch damit zu tun haben kann, dass das Fremde eben begrenzt ist, durch Forschungszeiten, vor allem aber durch starke Einschränkungen von Wahrnehmung und Wissen. Hierdurch erscheint es zugänglicher. Die Menge des Wissens über die Fremde entspricht einem Bruchteil des Wissens über die eigene Gesellschaft. Erfolgt im Labor die Reduktion der zu verarbeitenden Wissensbestände künstlich aufgrund qualitativer Kriterien, so sind dieses in der »ganzheitlichen« Feldforschung quantitative.
- 23 Bezug auf Bloor, David (1991): Knowledge and Social Imagery. Chicago: University of Chicago Press.

1991/2013: 126-127). Im zweiten Symmetrieprinzip werden sowohl Natur als auch Gesellschaft erklärungsbedürftig. Alle Erklärungen erfolgen »aus der Mitte heraus«. Eine etwaige Trennung von Natur und Gesellschaft ist vom Standpunkt der Hybride aus noch nicht festgelegt. Verglichen werden in der »nichtmodernen« Forschung, der symmetrischen Anthropologie, nicht mehr Kulturen, sondern »Naturen/Kulturen« (Latour 1991/2013: 129). Denn »[a]lle Kollektive bilden Naturen und Kulturen; allein die Dimension der Mobilisierung variiert« (Latour 1991/2013: 140). Wenn nun aber die Trennung zwischen Natur und Gesellschaft nicht mehr konstituierend für die »Modernen« sein kann, entfällt auch die Abspaltung der »Vormodernen« (vgl. Latour 1991/2013: 129-133). Als symmetrische Anthropologie kann diese nach Hause zurückkehren, ohne marginalisiert zu werden. Beide großen Trennungen werden in ihr überwunden und es ist weder nötig »an eine radikale Unterscheidung zwischen Menschen und nicht-menschlichen Wesen bei uns zu glauben, noch an eine totale Überlagerung von Wissen und Gesellschaft bei den anderen« (Latour 1991/2013: 134).²⁴ Das Vorgehen der symmetrischen Anthropologie wird von Latour (1991/2013) nicht ausformuliert. In Kap. 3.3.3 lege ich dar, wie ich die Ideen Latours in dieser Arbeit nutze.

Ich habe nun herausgearbeitet, welche methodologischen Hinweise der (Re)Produktivitätsansatz liefert. Sie alle sind in keiner Weise neu. Auch ohne den (Re)Produktivitätsansatz würden oder könnten sie in sozial-ökologischer und in ethnografischer Forschung zum Tragen kommen. Deutlich machen konnte ich aber, dass es sich eben um die Forderungen handelt, die der (Re)Produktivitätsansatz aus seiner theoretischen Konstitution heraus (bzw. meiner differentiellen Lesart dieser) stellt. Denn Methodologie muss der Theorie auch immer angemessen sein.

3.3 Kontextbezogene Umsetzung einer (re)produktionstheoretischen Informierung in der Forschung

Wie die dargelegten methodologischen Aufforderungen des (Re)Produktivitätsansatzes in der empirischen Forschung tatsächlich umgesetzt werden können, hängt im hohen Maße vom Forschungskontext ab. Zudem bringt dieser eigene Ansprüche mit und zwar unabhängig vom (Re)Produktivitätsansatz, der ja auf diesen Kontext *ohne* eine vorherige Prüfung seiner Passung, denn diese ist ja Gegenstand der Forschung, aufgelegt wurde.

3.3.1 Integrationen

Bevor ich auf verschiedene Arten von Integration eingehe (Kap. 3.3.1.2 – 3.3.1.4), lege ich die Bedeutung von Offenheit in der Forschung dar. Denn welche Entitäten genau integriert werden (bzw. als »Mittler_in« »aus der Mitte heraus« verstanden werden), darf nicht durch eigene Vorannahmen determiniert werden.

24 Ich möchte hier auf die abschwächenden Adjektive »radikal« und »total« hinweisen. Der Ansatz der gesellschaftlichen Naturverhältnisse baut keine »radikale« Trennung auf, da diese als historisch konstituiert begriffen wird und von nicht auflösbaren Vermittlungen begleitet ist. Ich habe in Fn. 47 in Kap. 2 ausgeführt, dass ich ihn nicht im Widerspruch zu Latours Ansatz sehe. Dieses sei hier bekräftigt.

3.3.1.1 Offenheit

Die Feldforschung in den ländlichen Philippinen ist geprägt von einem hohen Maße an kultureller Differenz, Fremdheit und globaler Ungleichheit. In Ihrem Kontext wird, umgesetzt in einem ethnografisch inspirierten Vorgehen (s. Kap. 3.5.2), das Primat der Offenheit qualitativer Forschung (vgl. Helfferich 2011: 114-117; Dannecker & Englert 2014: 10-11; Kruse 2014: 40-41) besonders relevant.

Grenzen zwischen verschiedenen Themen und Wissensbeständen wurden im Vorwege meiner Forschung nicht festgelegt, da sie immer mit dem kulturellen, wissenschaftlichen und persönlichen Relevanzsystem der Forschenden zusammenhängen würden.²⁵ Es waren Ereignisse, Phänomene und Akteure im Feld, an denen sich meine Forschung ausrichtete. Die Konstituierung des (engeren) empirischen Gegenstandsbereiches (vgl. Heinze 2001: 39-42) erfolgte allein durch den weit gefassten Fokus des (Re)Produktivitätsansatzes und den formalen Status des Landeigentums, nicht durch kleinräumigere theoretische Vorannahmen oder Instrumente. Der (Re)Produktivitätsansatz integriert Symbolisches, Materielles und Soziales, so dass die Krise des (Re)Produktiven zu erfassen, zu einem sehr umfangreichen Projekt wird. Durch die Orientierung am Feld entwickelt sich ein partieller Fokus, der handhabbar wird und eher lokalen Relevanzsystemen entspricht, als dieses z.B. für Indikatoren und Checklisten (vgl. Schön et al. 2013 in Kap. 3.1) der Fall wäre.²⁶ Die Entscheidung, Landeigentum anhand von den Anwendungsfeldern *Kaingin* und Ökotourismus zu betrachten, ist ebenfalls erst im Zuge der Feldforschung gefallen.²⁷ Während der Forschungszeit zeichneten sich noch weitere Anwendungsfelder ab, die jedoch im Material schließlich nicht die gleiche Relevanz besaßen. In der Forschung selbst stellte sich heraus, welche disziplinierten Wissensbestände angezapft werden mussten. In welcher Form lokale Wissensbestände als mit dem wissenschaftlichen Wissen gleichartig genutzt werden und in welchem Maße ihre Eigenschaften als Repräsentationen herausgearbeitet werden,²⁸ war ebenfalls prozedural zu entscheiden. Offenheit in der Feldforschung heißt keineswegs, uninformiert und ohne Vorwissen in die Forschung zu gehen

25 An anderer Stelle (Dannenberg 2009: 110-113) verdeutliche ich für das Konstrukt »Biopiraterie«, dass es bei den Matigsalug nicht die Relevanz hat, die ihm von Seiten globaler sozialer Bewegungen zugeschrieben wird, sondern Konflikte um geistiges Eigentum und um Ressourcennutzung entlang anderer Linien verlaufen.

26 Inspiriert durch Schäfer (2004) habe ich zur Vorbereitung der Feldforschung trotzdem mögliche Indikatoren zur (Re)Produktivität zusammengetragen um meine Aufmerksamkeit zu schärfen und den Interviewleitfaden zu entwickeln.

27 Auch die Gesamtstruktur der Arbeit mit ihrem Fokus auf die Tätigkeiten der Organisation FEMMATRICs (Kap. 7) und verschiedenen Gruppen von Landeigentümer_innen (Kap. 6) entstand durch die Forschung. Lediglich, dass es ein Kapitel zum Verhältnis der Krise des (Re)Produktiven zum Indigenenrecht der Philippinen geben würde (Kap. 5), wurde im Vorfeld festgelegt.

28 Auch bei wissenschaftlichem Wissen handelt es sich um Repräsentationen. Dieses soll u.a. im Sinne der symmetrischen Anthropologie, grundsätzlich in der Arbeit anerkannt werden. Nur das öffentliche Alltagswissen in seiner Situiertheit zu betrachten, manifestiert ein Machtverhältnis zwischen beiden (vgl. Elzinga 2008: 356). Das Schreiben wissenschaftlicher Literatur stellt meines Erachtens eine erweiterte Mobilisierung dar, jedoch keine grundsätzlich andere Art des Wissens (vgl. Latour 1991/2013: 140). Häufig ist es jedoch nur schwer möglich, die Situiertheit von wissenschaftlichem Wissen aus der Literatur zu erkennen und angemessen darzulegen.

(vgl. Reichertz 2009: 27-28). Wenn jedoch tatsächlich viele disziplinäre Sichtweisen integriert werden, können die Möglichkeiten einer intensiven Auseinandersetzung im Vorwege der Forschung schnell an ihre Grenzen stoßen. Ich habe in meine Forschung einen soliden Kenntnisstand zur Geschichte der Matigsalug, ihrem Landtitel und politischen Rahmenbedingungen hineingenommen (s. Kap. 4 und 5) sowie zum (Re)Produktivitätsansatz und mit ihm zusammenhängenden theoretischen Perspektiven auf gesellschaftliche Naturverhältnisse. Physisch materielle Zusammenhänge aus den sich entwickelnden Schwerpunkten musste ich jedoch nach der Feldforschung literaturbasiert erarbeiten.²⁹ Selbst bei einer entsprechenden Fachkompetenz³⁰ wäre durch den Ablauf der Themenfindung ausgeschlossen, ohne eine weitere separate Erhebungsphase, naturwissenschaftliche Untersuchungen im Feld durchzuführen.

3.3.1.2 Integration von Forschungslogiken

Die Integration von Wissen und Objektivitäten zeigt sich nicht allein über die Offenheit der Herangehensweise an eine Forschung, in einer Methodenvielfalt (s. Kap. 3.5) oder in der Nutzung verschiedener Aufmerksamkeitsebenen bei der Interpretation von Textdaten (s. Kap. 3.6), sondern auch im Bereich der Forschungslogiken. In weiten Teilen meiner Forschung bin ich induktiv vorgegangen, inspiriert durch die Grounded Theory Methodologie (vgl. Glaser & Strauss 1998/2010; Strübing 2004; Schultz 2014).³¹ Dieses betrifft mein Erkennen der Bedeutung und der Ausgestaltung von Landeigentum im Feld. Gleichzeitig stelle ich mit der Krise des (Re)Produktiven ein theoretisch formuliertes Konstrukt in den Mittelpunkt der Forschung, welches keinesfalls gegenstandsverankert formuliert ist. Ich nehme die Existenz dieser Krise als gegeben an, lasse jedoch offen, wie sich diese Krise manifestiert, und bis zu welchem Grade, und unter welchen

-
- 29 Unabhängig von den Schwerpunkten, die ich literaturbasiert bearbeitet habe, ist physisch-materielles Wissen im Feld wichtig, jedoch leider bei der Breite der Themen schwer zu erlangen (insbesondere, wenn die Feldforschungszeit kurz ist und die technischen Möglichkeiten der parallelen Internetrecherche begrenzt). Im Folgenden Beispiel wird deutlich, wie mangelndes Wissen über die physisch-materielle Prozedur der Bananenernte dazu führte, dass ein androzentristischer Bias entstand: Mein gedanklicher Fokus auf die Arbeitenden in der Bananenernte lag auf den Männern, die direkt in der Plantage arbeiten. Das Waschen und Verpacken von Bananen wird an gesonderten Stationen von Frauen vorgenommen. Diesen Prozess habe ich in einer späteren Feldforschung andernorts kennengelernt. In Sinuda habe ich nicht thematisiert, ob es dort so eine Packstation gibt. Diese Frage hat auch über Geschlechterverhältnisse hinaus eine ökonomische Bedeutsamkeit.
- 30 Ich habe entsprechend meines interdisziplinären Ausbildungshintergrundes nur wenige spezifische ökologische Kenntnisse, jedoch ein grundsätzliches Verständnis von naturwissenschaftlicher Erkenntnisgewinnung.
- 31 Neben vielem anderen besteht diese Inspiration auch in der Verbindung von Wissenschaft und Kunst (vgl. Hildenbrand 2004: 33; Strübing 2004: 15) als weitere Auslegung des (re)produktions-theoretischen Rufes nach Integration. Für mein tatsächliches Vorgehen s. Kap. 3.5 und 3.6. An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass ich meine Forschung in ihrer Gesamtheit *nicht* der Grounded Theory Methodologie zuordne. Ich bediene mich an Elementen der Grounded Theory Methodologie, aber nicht allein im Methodischen (dieses kritisieren z.B. Strübing 2004: 7 und Kruse 2014: 95-97, auf Potentiale verweist Schultz 2014: 75-76), sondern vor allem im Methodologischen. Aus dem Methodenset der Grounded Theory nutze ich nur einen kleinen Teil.

Bedingungen eine Beschreibung der sozial-ökologischen Krise als Krise des (Re)Produktiven überhaupt einen Sinn ergibt. Nichtpassungen führen zu moderaten Änderungsvorschlägen an der theoretischen Konzeption von (Re)Produktivität oder bleiben als solche bestehen. Ziel ist nicht die deduktionslogische Falsifizierung oder Bestätigung des (Re)Produktivitätsansatzes, die Arbeit mit dem Ansatz erfolgt also reflexiv. Die Krise wird als Krise des (Re)Produktiven gelesen und diese Lesart kritisch betrachtet. Vor Ort wird hierfür nicht nach Sachverhalten, Arbeitsverhältnissen, Marktbeziehungen oder »Umweltproblemen« gesucht, die eine möglichst gute Passung zur Theorie aufweisen. Dieses Vorgehen zwischen Induktion und Theoriebasierung hält Räume für eine abduktive Erkenntnisgewinnung bereit, Ideen wird ein Wachstum ermöglicht.

3.3.1.3 Integration von Perspektiven

Für die Erkenntnisgewinnung genutzte Perspektiven sind einerseits eine reflektierte etische Perspektive und andererseits, soweit möglich, die emische Perspektive. Die Bezeichnungen »emisch« und »etisch« entstammen der Ethnologie, wobei mit »etisch« die äußere Perspektive, und mit »emisch« die innere Perspektive einer Gruppe gemeint ist, die die Forschungsperson einnehmen möchte (vgl. Sökefeld 2008: 145). Bei einem reflektierten Umgang können sich beide Perspektiven ergänzen (vgl. Strübing 2013: 75; Li 2014: 14). Es geht dann nicht allein um die Erfassung von Sinnstrukturen, sondern auch um ihren Bezug zu bestehenden Diskursen (vgl. Schultz 2014: 88). Die etische Perspektive meiner Arbeit ist insofern reflektiert, als dass auch wissenschaftliches Wissen, so gut es geht, situiert wird.³² Zur Erfassung der emischen Perspektive gehe ich nicht klassisch von einer kulturellen Gruppe (hier den Matigsalug) aus, sondern betrachte auch Perspektiven einer (individuellen) Lebenswelt (vgl. Heinze 2001: 69-74) sowie sozialer Gruppierungen innerhalb der Matigsalug (vgl. Moscovici 1995: 279-307; Dannenberg 2009: 28).³³

32 Die Situierungen des wissenschaftlichen Wissens dieser Arbeit sind sehr unterschiedlich. Es wurde Wert daraufgelegt, nicht allein (bei entsprechenden Lizenzen) von überall her zugängliches Wissen aus internationalen Journalen einzubeziehen, sondern möglichst viele Publikationen philippinischer Wissenschaftler_innen zu verwenden. Deren Zugang zu internationalen Journalen ist strukturell eingeschränkt. Aufgrund der Förderstruktur entstehen hier viele Forschungsarbeiten in Kooperation mit NGOs (Non Governmental Organizations) oder internationalen Organisationen, die wiederum (wie Universitäten selbstverständlich auch) eine eigene Situierung mitbringen. Mein Bestreben ist immer, möglichst viel von dieser zu erfassen und meine eigene Positionalität ihr gegenüber zu prüfen. Das von mir über die Matigsalug meistzitierte Werk (Wenk 2012), ist nicht nur das aktuellste und umfangreichste, es ist mir gegenüber auch auf eine Weise situiert, die (zunächst unbewusst) Vertrauen stiftet. So finde ich persönliche Anschlüsse an einige biografische Erfahrungen dieser jungen Frau aus der Schweiz. Dass ich ihre Monografie »so gut verstehe«, dürfte nicht nur auf Wissen und Erfahrung bzw. einer »richtigen« Beschreibung der Wirklichkeit, sondern auch auf ähnliche ideologische Grundannahmen, kulturelle Hintergründe, und Positionalitäten im Feld zurückzuführen sein.

33 Deutlich wird die Kombination verschiedener Perspektiven z.B. bei der Gruppierung der Forschungsprotagonist_innen, die eine Kombination aus äußeren Kriterien und Selbstbeschreibungen darstellt, oder aber bei der Betrachtung von Landeigentum in der *Ancestral Domain*, die sowohl rechtliche Rahmenbedingungen als auch lokale Konzeptionen berücksichtigt.

3.3.1.4 Integration von Ebenen

Wie (Re)Produktivität im Kleinen und im Großen stattfindet, so findet auch meine Forschung auf unterschiedlichen Ebenen statt: Ich betrachte die politischen Umstände eines Gesetzgebungsverfahrens (re)produktionstheoretisch, genauso wie Arbeitsteilung im Haushalt. Methodisch hilft hier Literatur über große Zusammenhänge ebenso wie mikrosprachliche Feinanalysen.

3.3.2 Reflexivität

Nicht nur, weil dieses über den (Re)Produktivitätsansatz und über den Forschungskontext nahegelegt wird, und weil Reflexivität als ein mögliches Qualitätskriterium qualitativer Forschung diskutiert wird (Helfferich 2011: 157-161), habe ich in allen Forschungsschritten, von der Planung bis zur Textproduktion, umfassende Reflexionen vorgenommen.

3.3.2.1 Forschung im Kontext globaler Ungleichheit

Grundsätzlich gilt, dass ethnografisches Schreiben die Ausübung von Macht bedeutet, da Entscheidungen darüber zu treffen sind, welche Beobachtungen die beschriebene Wirklichkeit darstellen (vgl. Strübing 2013: 71). Eine ausführliche Auseinandersetzung mit dieser Machtposition, der kolonialen Geschichte der Disziplin und die Erkenntnis, dass ethnografische Schriften häufig mehr über die Schreibenden als über die Untersuchten aussagen, führte in der Ethnologie in den 1980er Jahren zu Diskursen, die als Krise der Repräsentation bezeichnet werden (vgl. Fuchs & Berg 1995: 12-16; Halbmayer 2010c, Strübing 2013: 75).³⁴ Einige Jahre später erreichten Debatten um die Reflexion weitere Disziplinen (vgl. Fuchs & Berg 1995: 15-18),³⁵ wie die Humangeografie (vgl. Rose 1997; England 1994/2008).³⁶ Eine von der Krise ausgehende radikale Forderung Einer war, die Feldforschung ganz aufzugeben. Eine Forderung, die sich für den Kontext Globaler Süden/Globaler Norden auch aus der postkolonialen Kritik ableiten lässt (vgl.

34 Zur wichtigen Bedeutung feministischer Ethnologinnen bei der Etablierung von Selbstreflexion in der Forschung vgl. Prodolliet 1995: 11. Interessanterweise konstatieren Berg & Fuchs (1995: 9) im Vorwort ihres Sammelbandes zur Krise der Repräsentation, dass Wissenschaftlerinnen im entsprechenden Diskurs gegenüber ihrem Gesamtanteil an ethnologischen Publikationen unterrepräsentiert sind. An welchen Gründen das liegt, kann hier nicht verfolgt werden. Möglich wären z.B. eine fehlende Wahrnehmung feministischer Beiträge (hierauf verweist die Zusammenstellung des Bandes) oder dass der damalige Standpunkt von Wissenschaftlerinnen im System Kritik ihrerseits erschwerte. Hierauf weist z.B. die Erfahrung von Ethnologinnen hin, die gewarnt wurden, eine Reflexion über Feldforschungserfahrungen mit eigenen Kindern sei karriereschädigend (vgl. Butler & Michalski Turner 1987: 15).

35 In der Wissenssoziologie hat sich, parallel zur Ethnologie, ebenfalls im Lichte der Postmoderne, ein reflexiver Trend entwickelt (z.B. Beck et al. 1994). Berg & Fuchs (1995: 17) sprechen diesem nur geringe Wechselwirkungen mit den parallelen ethnologischen Debatten zu. Werke der *Sociology of scientific Knowledge*, wie z.B. Laborstudien, an denen Latour beteiligt war, sehen sie aber als direkt von der Ethnologie beeinflusst an.

36 Für ein Beispiel aus der physischen Geografie, wie Reflexion eben auch bei der Erhebung von Phänomenen wie Erosion bedeutsam wird, vgl. Kersting & Hussein de Araújo 2012.

Robben & Sluka 2012: 18-24).³⁷ In der Folge hat eine Entwicklung stattgefunden, in der partizipative Forschungsmethoden und Forschung, die zur Problemlösung der von Forschungssubjekten wahrgenommenen Probleme beiträgt, sowie Reflexivität wichtiger geworden ist (vgl. Robben & Sluka 2012: 29).

Forschung tatsächlich so zu gestalten, dass koloniale Wissensbestände verlernt, Machtverhältnisse aufgebrochen werden und Subalterne sprechen und gehört werden (vgl. Castro Varela & Dhawan 2005: 68-77), ist aufgrund vielfältiger struktureller Bedingungen sehr schwierig.³⁸ Im Falle meiner Forschung ist die Festlegung des Forschungsthemas, die allein durch mich erfolgte,³⁹ und seine theoretische Einbettung, auch unabhängig von kleinräumigeren forschungsstrukturellen Aspekten, ethisch durchaus zu hinterfragen. Der (re)produktionstheoretische Ansatz hat nicht nur einen westlich-industriellen Hintergrund, sondern auch einen, sprachlich für Menschen in den Philippinen ungleich schwieriger zugänglichen, deutschen. Zudem ist er für Menschen mit minimaler formeller Bildung (ob in den Philippinen oder anderswo) fast nicht kommunizierbar. Gleichzeitig ist er Teil eines (wenn innerhalb des Ansatzes auch kritisch rezipierten) Nachhaltigkeitszusammenhangs, der ein Narrativ von »die ganze Welt retten« verfolgt. Basierend auf meinen Vorerfahrungen aus 18 Monaten Leben und Lernen in den Philippinen, sowohl im universitären als auch im »sozial bewegten« Kontext, war es mir jedoch wichtig, dass ich, *wenn* ich in den Philippinen forsche, dieses eben mit einer Fragestellung tue, die philippinische Doktorand_innen nicht besser bearbeiten könnten.⁴⁰ Sie sollte vielmehr meine Situiertheit und damit verbundene Beschränktheit als

37 Der Diskurs in der Ethnologie war seinerseits von postkolonialen Kritiker_innen wie Edward Said (Orientalismus, vgl. Castro Varela & Dhawan 2005: 29-53) beeinflusst (Fuchs & Berg 1995: 11).

38 Kersting & Hussein de Araújo (2012: 140-141) gehen z.B. darauf ein, dass bereits durch das Schreiben von Forschungsanträgen Machtverhältnisse festgelegt werden. Es sind meist die »Partner« aus dem globalen Norden, die den Zugang zum Geld verantworten, mit allen Konsequenzen von Macht und Verantwortung. Durch die Bedingungen der Forschungsförderung wird es unmöglich, der Forderung Gayatri Chakravorty Spivaks nachzukommen, ohne Garantien zu arbeiten, daher nicht »erfolgsorientiert« zu forschen um ein Lernen von »den Anderen« zu ermöglichen (Kersting & Hussein de Araújo 2012: 142). Auch unter meinen Rahmenbedingungen – einer (zeitlich begrenzten) Qualifikationsschrift – muss ich erfolgsorientiert arbeiten, was teilweise den Blick verstellt und einer echten Transformation von Machtverhältnissen entgegensteht. Hier bleibt mir nur, meine eigenen Positionen in Machtverhältnissen zu reflektieren und offen zu legen, um sie der Debatte zugänglich zu machen (vgl. Rose 1997: 308).

39 Dieses verweist auf das als »teleologisches Privileg« (Decoloniality Europe 2013) kritisierte Privileg von Wissenschaft, festzulegen, was erforschungswürdig ist und was nicht. Tatsächlich lege ich ein Forschungsthema nicht unabhängig von äußeren Rahmenbedingungen fest. Soziale Verhältnisse in der Wissenschaft oder Finanzierungsbedingungen von Wissenschaft können jedoch von den Forschungsprotagonist_innen ggf. nur bedingt nachvollzogen werden.

40 Die Philippinen waren das erste Land mit einer Nationalen Agenda 21. An mehreren Universitäten ist es möglich, Umweltwissenschaften zu studieren, an sehr vielen »Community Development«. Ich gehe für die meisten Fragestellungen zu örtlichen Nachhaltigkeitsfeldern davon aus, dass lokale Wissenschaftler_innen diese besser bearbeiten können. Dass es hier häufig an Ressourcen fehlt, wird durch eine deutsche Wissenschaftlerin nicht kompensiert, sondern im »besten« Fall verschleierte. Dass (häufig der »Mittelklasse« entstammende) philippinische Wissenschaftler_innen ebenfalls Machtverhältnisse gegenüber den Menschen, bei denen sie forschen, reflektieren sollten, ist ein anderes Thema.

deutsche Wissenschaftlerin explizit ausdrücken.⁴¹ Einer Forschung in der Fremde von vorneherein mit anderen theoretischen Vorannahmen zu begegnen, birgt die Gefahr einer ›VerÄnderung‹. Die Forschung in den Philippinen ist hier Gegenstand eines wissenschaftlichen Interesses, das mit der Bearbeitung der Modernitätsbezüge Latours und der Weiterentwicklung des (Re)Produktivitätsansatzes genauso viel über »uns« erzählt, wie über die »anderen« und dieses auch darf.⁴² Zudem wollte ich jegliche Suggestion der Verbesserung der Lebensumstände durch meine Forschung vermeiden.⁴³ Wenn sich Menschen dann trotzdem dafür entscheiden mitzumachen, dann haben sie dafür ihre (selbstverständlich *auch* in Machtbeziehungen eingebettete) Gründe.⁴⁴

-
- 41 Dieses bedeutet nicht, dass philippinische Wissenschaftler_innen nicht genauso gut mit dem (Re)Produktivitätsansatz arbeiten könnten und schmälert ebenso wenig die Notwendigkeit, den Ansatz international stärker zugänglich zu machen. Unsere Situierung ist trotzdem eine unterschiedliche. Zur Problematik, dass Wissenschaftler_innen aus dem Globalen Süden höchstens zugeschrieben wird, Expert_innen über ihr Land zu sein, während Theoriearbeit den Wissenschaftler_innen aus dem globalen Norden zugeschrieben wird (vgl. Mignolo 2009: 2).
- 42 Es ließe sich argumentieren, dass dieses »auf Kosten« der anderen geschieht. Sofern die Teilnahme an Forschung als »Kosten« gelesen wird, lässt sich dieses Argument nicht widerlegen. Ob dieses aber der Fall ist, kann ich nicht entscheiden.
- 43 Die Vorstellung, durch Forschung die »Rettung« ihrer Kultur und die ersehnte »Entwicklung« zu erwirken, ist bei den Matigsalug sehr präsent. Sie wurde durch Wissenschaftler_innen genährt, teilweise erfüllt (z.B. hat die Forschung von Rodil 1999 zur Sicherung des Landtitels beigetragen), aber eben auch oft enttäuscht.
- 44 Das bisher wenig systematisch beforschte (Pauli 2006: 31, 43; von Vacano 2019: 123-124) Thema des ethnografischen Gebens, der Reziprozität, ist immer präsent in meiner Forschungssituation, die von extremer ökonomischer Ungleichheit geprägt ist. In meinen Feldforschungsunterlagen finden sich 14 Einträge, die sich mit Reziprozität beschäftigen. Auf einer individuellen Ebene geht es darum, sich erkenntlich zu zeigen, Abläufe und Verhältnisse im Forschungszusammenhang jedoch möglichst wenig zu stören. Materielle Leistungen gezielt zum Netzwerken, zum Erlangen spezifischer Informationen oder zur Manipulation der Beziehungen dritter untereinander anzuwenden (vgl. Bernard 1988/2006: 369-370), lehne ich ab. Auf politischer Ebene ist einzubeziehen, dass traditionell ein Ungleichgewicht zwischen dem, was Ethnologen materiell gaben und dem was sie aus dem Feld hinaus beförderten, also *nahmen*, herrschte und dass Geben auch eine Solidaritätsbekundung sein kann (vgl. Alejo 2001). Gleichzeitig ist die zunehmende, durch internationale Organisationen und partizipative Methoden in der Entwicklungsplanung vorangetriebene Vermarktlichung von Datenerhebung zu bedenken (vgl. Lachenmann 2010: 10-11). In einer zeitlichen Dimension muss festgelegt werden, inwiefern reziproke Beziehungen über die Forschungszeit hinausreichen. Meine eigenen Verfahren zur Reziprozität sind keineswegs zufällig. Sie sollen hier aus Platzgründen offengelegt, aber nicht diskutiert werden: Ich habe Gastgeschenke für Kinder und Erwachsene mitgebracht. Geld für Interviews zu zahlen habe ich abgelehnt, nicht so die Finanzierung eines Startrituals, bei dem auch über die Erlaubnis meiner Forschung entschieden wurde. Für meine Unterkunft bei FEMMATRICS habe ich einen Beitrag geleistet, der über den Verbrauchskosten liegt, jedoch unterhalb der Miete für eine Pension im Dorf. Lebensmittel habe ich selbst eingekauft oder Einkäufe durch andere finanziert. Der Betrag hierfür lag höher als der Umfang meines Verzehrs, jedoch zu niedrig, um das Versorgungsniveau vor Ort zu erhöhen, es wurde lediglich ein wenig der Stress vermindert, dieses zu erhalten. Alle Interviewpartner_innen haben eine CD mit ihrem Interview erhalten und ein Foto von sich mit einer Dankeskarte. Zu wenigen Anlässen habe ich gemeinsame Aktivitäten finanziert, Geschenke gemacht oder geringfügig finanziell ausgeholfen. Ich bin nicht allen Anfragen nach Geld nachgekommen. Ich habe eine Reihe von Gegenständen (z.B. Schlafsäcke) vor Ort gelassen. Über die Forschungszeit hinaus habe ich keine Verantwortung (Patenschaften o. ä.) übernommen, in Notsituationen wie Unfällen

3.3.2.2 Die Darstellung der Forschungsprotagonist_innen

Mit der Entscheidung, von den für die Forschung zentralen Subjekten im Feld als Forschungsprotagonist_innen zu sprechen, mache ich im gesamten Text sichtbar, dass die Gewalt über Repräsentation und Autorisierung⁴⁵ bei mir liegt. Die Forschungsprotagonist_innen haben die Hauptrolle in der Erzählung dieser Forschung und damit eine Agency über den Ablauf und die Wahrheiten der Forschung.⁴⁶ Sie werden nicht zum Objekt gemacht. Ich bin auf sie angewiesen, ohne sie könnte diese Arbeit nicht geschrieben werden. Gleichzeitig existieren ihre spezifischen Rollen nicht, ohne dass die Wahrheit hierzu in Begegnungen und Interviewsituationen geschaffen worden wäre, und ohne dass ich sie aufschreibe.⁴⁷ Die Möglichkeit der Personen, zu beeinflussen, wie ich von ihnen schreibe, ist nicht nur aus praktischen Gründen sehr begrenzt, sondern vor allem, weil meine Konstruktion zwischen ihnen und dem Text liegt. Ich nehme durch den Begriff »Forschungsprotagonist_innen« Kenntnis von meiner Sprachmacht, schränke aber zugleich die Bedeutung meiner Forschung ein, indem ich klar mache, dass sie eben auch⁴⁸ von mir als Geschichte inszeniert wird.⁴⁹

oder bei einem Todesfall jedoch Unterstützung gegeben. An der »Feier« meiner Promotion werde ich die Forschungsprotagonist_innen finanziell beteiligen. Eine (re)produktionstheoretische Betrachtung von Reziprozität in meiner Forschung kann hier nur angeschnitten werden. Meine Forschungsaktivität lässt sich, da sie finanziert wurde, als »produktiv anerkannt« lesen, während die Mitarbeit der Protagonist_innen hier abgespalten ist. Durch meine Maßnahmen der Anerkennung probiere ich diese Abspaltung abzuschwächen, dass *ich* hierfür die Mittel wähle ist dabei ein Ausüben von Macht. Durch eine Politik von bezahlten Interviews, die FEMMATRICs in vielen Forschungszusammenhängen einsetzt, würde die Abspaltung als »reproduktiv« beendet. Wenn Wissen nun aber als marktwirtschaftlich produktiv zählte, würde sich die Wissensproduktion u.U. stärker am Markt, d.h. daran, welches Wissen die Protagonist_innen meinen für meine Forschung liefern zu müssen, orientieren, was inhaltlich problematisch ist. Gleichzeitig würde sich bei einer Entlohnung von Interviews (nicht aber z.B. Versorgungsleistungen) die Grenze zwischen »produktiv« und »reproduktiv« entsprechend der »Tendenz 2« (s. Kap. 2.1.3) verschieben, aber nicht auflösen.

- 45 Reuter (2002: 139-228) beschreibt vier Praktiken zur »Veränderung« des Fremden durch Ethnolog_innen: Die Repräsentation, die Exotisierung, die Authentisierung (diese spielt auf die prominente Rolle des Sehens und Beobachtens an. Das »Mit eigenen Augen gesehen haben« dient als Beweis des Authentischen) und die Autorisierung (Wahrheitsfestlegung durch Schreibentscheidungen).
- 46 Der Begriff »Forschungsteilnehmende« würde das gestalterische der Teilnahme nicht ausreichend zur Kenntnis nehmen.
- 47 Dieser Aspekt wird im weit verbreiteten alternativen Begriff »Forschungssubjekte« nicht deutlich. Der Begriff »Informant_innen« wiederum suggeriert eine präexistente Wahrheit, die nur noch durch die Weitergabe von Informationen übermittelt werden muss. Selbstredend bezieht sich meine Kritik an den Begriffen nicht auf ihre tatsächliche Konzeptualisierung in bestehenden Ethnografien, die sehr unterschiedlich ist.
- 48 Damit meine ich »auch« und nicht »nur«, denn eine Wissenschaft, die sich nur als Erzählung begreift, »arbeitet systematisch an ihrer eigenen Bedeutungslosigkeit« (Halbmayer 2010c).
- 49 Postkoloniale Kritik fragt u.a., »wer welches Wissen hat, wer als wissend gesetzt und wahrgenommen wird, welche Menschen als Expert_innen erachtet und welche Positionen aus dem Diskurs ausgeschlossen werden (Koch & Roth 2015: 51). In diesem Zusammenhang finde ich wichtig, einen Teil der Verantwortung für die Dekonstruktion von Machtverhältnissen den »Hörenden« zu überlassen. Wenn ich in meiner eigenen Forschung »spreche« und nicht die Menschen, bei denen ich geforscht habe, so lade ich alle »Hörenden« ein, zur Kenntnis zu nehmen, wer spricht. Weder von Matigsalug noch von Menschen in Deutschland möchte ich als »Instanz der Wahrheit«

Die ungefragte Anonymisierung von Forschungsprotagonist_innen kam für mich nicht in Frage.⁵⁰ Über einen lokalsprachlichen Fragebogen habe ich erhoben, mit welchem Namen (z.B. Klarname, Spitzname, selbst gewähltes Pseudonym, von mir gewähltes Pseudonym) die Protagonist_innen im Falle ihres Vorkommens in einer Veröffentlichung erwähnt werden möchten. In der Regel war dies ihr vollständiger offizieller Name, inklusive Mittelinitialien⁵¹. Dieses entspricht meiner Meinung nach u.a. dem Wunsch, als Expert_in, mindestens aber als Persönlichkeit wahrgenommen zu werden.⁵² Dass meine Forschung auch rekonstruierende und interpretative Anteile enthält, persönliche Lebensumstände aufarbeitet und einen kritischen Blick auf bestehende Machtverhältnisse wirft, und dass dieses wiederum den Schutz von Persönlichkeitsrechten bedeutsamer machen könnte, war für sie kaum von Interesse. Diese Priorisierung akzeptiere ich und komme ihr nach. Gleichwohl verwende ich auch zurückverfolgbare Kürzel der Namen.⁵³ Dieses tue ich dort, wo es der Lesbarkeit dient oder ich eine Betonung auf gruppenbezogene Ereignisse oder Repräsentationen setze. Zudem möchte ich vermeiden, dass durch die stetige Nennung des Namens ein Bild von einer Person entsteht, dessen Gesamtheit aufgrund der von mir vorgenommenen Gewichtung bestimmter Perspektiven nicht der durch die Person intendierten Repräsentation entspricht.⁵⁴

über gesellschaftliche Naturverhältnisse bei den Matigsalug wahrgenommen werden. Innerhalb des Wissenschaftssystems ist meine Stimme keinesfalls eine hegemoniale, wird selber womöglich kaum »gehört«. Sie herauszunehmen, würde nicht dazu führen, dass z.B. die Forschungsprotagonist_innen meiner Arbeit deutlicher wahrgenommen würden.

- 50 Mit ihrem Namen anerkannt zu werden ist für viele Menschen, besonders in Situationen extremer Marginalisierung, zentral für ihre Würde (vgl. Butler 2012: 12). Moore (2012: 332-333) arbeitet heraus, dass die allgemeine Aufforderung in verschiedenen Ethikleitfäden, zu anonymisieren, um die Sicherheit zu erhöhen, kaum begründet werden. Historisch hat Anonymisierung (in Archiven) dazu geführt, dass Frauen und marginalisierte Gesellschaftsgruppen in der Forschung nicht sichtbar wurden. Der Wunsch von Forschungsteilnehmer_innen, anonymisiert oder mit Namen genannt zu werden, fällt je nach Forschungsgebiet sehr unterschiedlich aus (Moore 2012: 334-335). Eine Alternative stellt eine stärkere Kontextbezogenheit der Anonymisierung dar, indem ein paternalistisches »Schützen« durch ein feministisches »Sorgen« ersetzt wird (Moore 2012: 338). In der philippinischen Ethnologie gibt es durchaus Anonymisierungen bis hin zur Ebene des gesamten Dorfes (z.B. Aguilar & Peñalosa 2009). In den mir bekannten Arbeiten zu den Matigsalug werden die meisten Personen und Orte jedoch nicht anonymisiert.
- 51 Mittelnamen in den Philippinen zeigen i.d.R. den Geburtsnamen der Mutter an; bei verheirateten Frauen, die den Namen des Ehemannes angenommen haben, benennen sie den eigenen Geburtsnamen.
- 52 Bei Expert_inneninterviews wird die Anonymisierung auch in Deutschland sehr unterschiedlich gehandhabt. Die Nennung realer Namen von Datus als Experten findet sich z.B. in Publikationen von Rodil (1999) oder Manuel (1973/2000). Die direkte Erhebung von Expertenwissen zu bestimmten kulturellen Manifestationen ist ein häufiges Forschungsetting in Sinuda. Dass mein Format hier abweicht, hat teilweise für Irritationen gesorgt.
- 53 Die Einführung in die Kürzel erfolgt in Kap. 6.1.
- 54 Diese Handhabung bezieht sich auf die deutschsprachige Dissertationsschrift, nicht auf englischsprachige Publikationen.

3.3.2.3 Die eigene Positionalität im Feld

Meine Positionalität im Feld ist nicht allein dadurch bestimmt, dass ich weiß, aus dem globalen Norden⁵⁵ und eine Wissenschaftlerin⁵⁶ bin. Mein Geschlecht, mein klassenbezogener Hintergrund, mein Familienstatus, meine Sexualität, meine (Nicht-)Behinderungserfahrung, mein Alter und meine Biografie tragen ebenso zu Positionalisierungen im Feld bei.⁵⁷

Ich habe an anderer Stelle (Dannenberg 2019) über die emotionale Bedeutung der Anwesenheit oder Abwesenheit eigener Kinder in der Feldforschung geschrieben. Während der Feldforschung in Sinuda hatte ich, von einem Kurzbesuch abgesehen, keine Kinder vor Ort.⁵⁸ Die Folgen für die Feldforschung sind neben der Gebietswahl selbst (Dannenberg 2019: 170), z.B. eine veränderte Sensibilität von mir gegenüber Haushaltsarbeiten. Da ich alleine war, hatte ich die Möglichkeit im Büro von FEMMATRICS⁵⁹ zu übernachten.⁶⁰ Hier habe ich keinen eigenen Haushalt betrieben. Gekostet habe ich mit dem Hausmeisterehepaar, meine Hilfe beim Essenmachen und Abwaschen hat sich jedoch nach meiner Forschungsaktivität gerichtet. Die thematischen Diskussionen, die im Büro (meistens von Männern) geführt wurden, gaben die Impulse, die ich für die Forschung aufnahm. Dass ich in dieser Arbeit auch über Versorgungstätigkeiten schreibe und entsprechend hierzu Beobachtungen anstellte, lässt sich über theoretische Bezüge erklären. Meine Situierung im Feld als allein reisende Person hat diesem eher entgegengewirkt (vgl. Dannenberg 2019: 171).⁶¹

55 Die Kategorien »deutsch« und »europäisch« werden kontextbezogen ebenfalls relevant. Insgesamt überwiegt aber m.E. die Herkunft »aus einem reichen, ›weißen‹ und ›entwickelten‹ Land«.

56 Als Promovendin in einem selbstorganisierten Forschungsprojekt mit minimalem Forschungsbudget nehme ich im Feld eine flexible Hybridposition zwischen Wissenschaftlerin und Studentin ein. Meistens begab ich mich in die Rolle einer Studentin, die an ihrer »Thesis« schreibt. Dass dieses eine Dissertation und keine Bachelorarbeit ist, war den Menschen klar, stand aber selten im Vordergrund. Studentin zu sein hat mir engere Beziehungen zu den, teilweise ebenfalls studierenden (s. Kap. 6.1) Forschungsprotagonist_innen ermöglicht, als ein distanzierteres »Wissenschaftlerin-Sein«.

57 Vgl. Smith 2010: 166, mit Verweis auf Skelton, Tracey (2001): »Cross-cultural research: issues of power, positionality and ›race‹«. In: Limb, Melanie (Hg.). *Qualitative Methodologies for Geographers. Issues and debates*. London: Arnold, S. 87-100. Für Biografische Situierungen und Beispiele hierzu, vgl. England 1994/2008: 248-249.

58 Dass ich hingegen Kinder habe und einen festen Partner, wussten die Forschungsprotagonist_innen. Die meisten kannten meinen Mann und haben sich nach ihm erkundigt.

59 *Federation of Matigsalug Manobo Tribal Councils*, koordiniert das kollektive Landeigentum in der *Ancestral Domain* (s. Kap. 4.2 und 7).

60 Auf die zentrale Rolle des Unterbringungsortes für den inhaltlichen Verlauf der Feldforschung verweist Hauser-Schäublin 2008: 46.

61 Dass ich Zuhause viel Haushaltsverantwortung trage, ist selbstverständlich auch eine Situierung. Die Folgen dieser sind ambivalent. Einerseits fällt es mir relativ leicht, auch in diesem fremdkulturellen Kontext zu sehen, wo Hilfe gebraucht wird, und meine Hilfe wird vermutlich auch leichter angenommen als die von z.B. kinderlosen Männern, in Kinderpflegefragen wurde gar mein Rat gesucht. Andererseits habe ich die Feldforschung eben auch als Zeit ohne Familienverantwortung »gefeiert« und mein Interesse entsprechend dem Motto »Kochen kann ich auch zuhause« den in die Öffentlichkeit orientierten Aktivitäten zugewandt.

Generell ist Positionalität nicht als eine statische Verortung, sondern als ein Prozess zu verstehen, der durch die eigene Person mitgestaltet wird.⁶² Retrospektiv interessant ist in Bezug auf die Gestaltung meiner Positionierung im Feld ein Handout, mit dem ich mich und meine Forschung vor Ort vorgestellt habe:

»Who I am: My Name is Janina Dannenberg, I am 32 years old, I live in Germany, I have three children. I am an environmentalist and Human Rights advocate and a doctoral student of sustainability science.«

Mit der Formulierung »I live« nutze ich eine abschwächende Formulierung gegenüber der Tatsache, dass ich aus einem der reichsten Länder der Erde stamme und dessen Staatsangehörigkeit besitze. Die Formulierung verschleierte tendenziell globale Machtverhältnisse. Mit der Nennung von Alter und insb. Kinderzahl vor meiner professionellen Intention signalisiere ich eine Vertrautheit mit Kennlerngesprächen auf den Philippinen, in denen Familienverhältnisse meist gleich am Anfang thematisiert werden. Die Referenz auf mein soziales Engagement weist auf eine biografische Situierung hin, die mich mit dem Feld verbindet und so etwas wie eine indirekte Berechtigung für mich dort zu sein, suggeriert. 2005 haben mein Partner und ich eine Fahrradkarawane zu diesen Themen, welche zugleich eine Trainingsmaßnahme für indigene Jugendliche darstellte, filmisch begleitet (vgl. Dannenberg & Richter 2007). In diesem Zusammenhang haben wir Sinuda, sowie u.a. den Schlüsselinformanten dieser Arbeit⁶³ kennengelernt. Mit ihm und einigen anderen blicke ich auf ein intensives Abenteuer zurück: Öffentlichkeitsaktionen, ein Kongressbesuch, viele Tage auf einer engen LKW-Ladefläche, Nächte am Straßenrand oder in uns gleichsam fremden Dörfern anderer indigener Gruppen. Diese Wochen haben für uns alle, wenn auch auf unterschiedliche Weise, bis heute eine biografische Bedeutsamkeit. Am Ende schließlich schwäche ich meine Positionalisierung als Wissenschaftlerin durch den Hinweis auf meinen Studierendenstatus ab, wodurch bestimmte Beziehungen erleichtert wurden (s. Fn. 56). Im Wort »student« steckt außerdem ein Hinweis auf limitierte finanzielle Ressourcen (vgl. von Vacano 2019: 131).

Diese kurze Textanalyse macht deutlich, dass das Sich-Positionieren⁶⁴ eine Realität im Feld herstellt und dabei etwas Manipulatives an sich hat. Die so geschaffene Realität betrifft jedoch nicht nur die Wahrnehmung durch andere Personen, sondern auch mich selbst. Sie bildet den Rahmen, in dem ich mich (mit Ausnahmen gerne) bewege, und für dessen Gestaltung ich mich ständig einsetzen muss.

3.3.2.4 Emotionen in der Feldforschung

Neben der Positionalität ist Emotionalität in der Feldforschung ein wichtiger Gegenstand der Reflexion (vgl. Hubbard et al. 2001: 120).⁶⁵ Während meines ersten Feld-

62 Zur Bedeutung der Selbstpositionierung in der Interviewführung vgl. Schlehe 2008: 137.

63 Eine Personenvorstellung erfolgt in Kap. 6.1.

64 Exakter wäre hier von einem Versuch der Selbstpositionierung zu sprechen, denn die anderen Personen im Feld sind ebenfalls an der Positionierung beteiligt.

65 Diese ist selbstverständlich auch positional beeinflusst. Ich habe z.B. eine stärkere emotionale Einbindung in meine Forschung festgestellt, wenn ich keine Familie dabei hatte (vgl. Dannenberg 2019: 173). Ein anderes Beispiel ist, dass bestimmte biografische Gemeinsamkeiten mit einigen Forschungsprotagonist_innen meine emotionale Nähe zu ihnen erhöht hat. Das Wechselspiel

forschungsaufenthalts habe ich emotionale Reflexionen und Überlegungen darüber, was meine Beobachtungen mit Emotionen zu tun haben könnten, direkt ins Feldtagebuch, das wichtigste Medium zur Datengenerierung in der ethnografischen Forschung (s. Kap.3.5.2, 3.6), aufgenommen.⁶⁶ Während des zweiten Aufenthaltes habe ich ein Emotionstagebuch geführt.⁶⁷ Die integrierte Form der emotionalen Reflexion ermöglicht mir, direkt im (inhaltlich) zu interpretierenden Text des Feldtagebuchs die Bedeutung von Emotionen zu erkennen. In von Kulturschock geprägten Situationen fällt z.B. die Darstellung von kultureller Differenz intensiver aus, welches durch die gleichzeitige Darstellung von emotionalen Zuständen erkannt werden kann.⁶⁸ Über das Emotionstagebuch hingegen wird deutlich, wie die Herstellung von Emotionen auch mit den inhaltlichen Aspekten der Forschung zusammenhängt. So ist ein wiederkehrendes Element in der täglichen Visualisierung⁶⁹ die Auseinandersetzung mit Dualismen und ihren Vermittlungen.⁷⁰ Ebenfalls über das Emotionstagebuch konnte ich meine Gefühle gegenüber Personen oder Gruppen im Feld relativ systematisch erfassen.⁷¹

Ich habe nun Positionalität und Emotionalität als zwei zu reflektierende Aspekte verdeutlicht. Die relevanteste Reflexionsarbeit dieser Forschung hat jedoch nicht den vorliegenden Text zum Schauplatz, sondern findet in der Arbeit mit Interviewtranskripten, besonders jedoch mit Feldtagebucheinträgen statt. Diese ist begleitet von dem stetigen Fragen danach, was der Text zu tun hat mit der Forschungssituation, mit

-
- zwischen Distanz und Nähe in der Feldforschung war hier für mich besonders aufregend. Durch meine Positionierung als »junge Mutter«, als »Studentin« und als »aktive Unterstützerin von Umweltschutz, Frieden und indigener Selbstbestimmung« habe ich mich emotional einer Gruppe von Forschungsprotagonist_innen (vorgestellt in Kap. 6.1) nahe gefühlt. Ihr täglicher Kampf ums Überleben und schließlich auch der Tod einer Person nach meiner Rückkehr, haben äußere Distanzen verdeutlicht. Es fiel mir teilweise leichter diese auszuhalten, als Meinungsdivergenzen um Todesstrafe, den menschenrechtsverachtenden Präsidenten Duterte oder religiöse Hetze im Internet.
- 66 Private Emails wurden ebenfalls in das Feldtagebuch hineinkopiert, da diese zusätzliche emotionale Perspektiven aufzeigen. Bei der späteren Auswertung des Feldtagebuchs (s. Kap. 3.6) wurden Emotionen gesondert kodiert. Deutlich geworden ist hier u.a. die emotionale Bedeutung von Landschaft.
- 67 Dieses geschah auf Anregung des Projektes »The Researchers' Affects« unter der Leitung von Thomas Stodulka, FU Berlin. Das Emotionstagebuch wurde durch das Projekt ausgewertet, zudem wurde ich von Thomas Stodulka zu emotionalen Dimensionen meiner Feldforschung interviewt.
- 68 Nachdem die Angangseuphorie überwunden ist, stellt der Kulturschock die zweite übliche Phase von Feldforschung dar. Sie ist häufig geprägt von Zweifeln und dem kompletten »genervt Sein« von lokalen Menschen, Bedingungen und Gepflogenheiten (vgl. Bernard 1988/2006: 380-381; Robben & Sluka 2012: 17). Bei mir hat z.B. ein technisches Problem mit einer Onlinebuchung dazu geführt, dass ich in einer privaten Email (09.12.2013) geschrieben habe, dass ich es »eigentlich nicht mehr aushalte...will zu euch, will in die Stadt, will nicht ständig angespannt sein, will ne Klimaanlage, will Milch trinken, will schnelles Internet«.
- 69 Das Emotionstagebuch war vorstrukturiert und enthielt Checkboxes zu aktuellen Emotionen sowie offene Felder zu z.B. persönlichen Begegnungen und Wünschen, zudem ein Feld für eine tägliche Zeichnung/Visualisierung von sich selbst im Feld.
- 70 Meine eigene Auswertung des Tagebuchs bezieht sich auch auf Forschungen in anderen ländlichen Gebieten unter anderen Bedingungen. Diese fanden zum gleichen Thema im Zuge desselben, insgesamt sechsmonatigen Philippinenaufenthaltes statt.
- 71 Zur Bedeutung der Reflexion der Beziehung zur Forschungsassistentin und Mitarbeiter_innen vgl. Kunze & Padmanabhan 2014: 285-286.

meiner Person und den Machtverhältnissen, in die ich und alle weiteren Akteure der Forschung eingebunden sind. Beispielhaft mache ich einige Aspekte dieser forschungs-immanenten Reflexionen in Kap. 3.6 sichtbar. Anders als explizite Ausführungen zu mir selbst, können diese Reflexionen den Inhalt der Forschung und die Forschungsprotagonist_innen als von mir unabhängige Personen, nicht aus dem Zentrum des Textes verdrängen.⁷² Zudem wird meine eigene Verletzlichkeit durch sie nicht erhöht. Nicht nur mit in der Forschung entstandenem Textmaterial, sondern auch mit (z.B. wissenschaftlichen) Fachtexten pflege ich einen reflexiven Umgang. Hieraus ergibt sich, dass auch beschreibende Texte in dieser Arbeit bereits interpretativ anmuten. Scheinbar objektive Daten, z.B. »Anzahl der indigenen Bevölkerung« transportieren häufig bereits Konzepte und Vorannahmen, deren Nichtthematisierung irreführend wäre und womöglich zu der Verfestigung von sozial-ökologisch fragwürdigen Kategorien (z.B. »Waldland« vs. »Agrarland«) beitragen würden. Dort, wo ich sie erkenne und relevant finde, reflektiere ich sie bereits im Text. Die Integration von Deskription und Interpretation entspricht dem zuvor vorgestellten integrativen und reflexivem Geist des (Re)Produktivitätsansatzes.

3.3.3 Forschung aus der Hybridperspektive

Oben habe ich dargelegt, dass ich aus dem (Re)Produktivitätsansatz die Aufforderung zur »nichtmodernen« Forschung lese. Forschungspraktisch macht Latour (1991/2013) in »Wir sind nie modern gewesen« hierzu quasi keine Vorschläge.⁷³ »Nichtmoderne« Forschung ist in den vergangenen Jahrzehnten als Akteur-Netzwerk-Analyse weiterentwickelt worden (z.B. Krauß 2008). Ich gehe methodisch allerdings nicht konsequent anhand von Netzwerken vor und setze meinen Fokus auch nicht auf abgegrenzte, nicht-menschliche Akteure. Der Analysefokus würde sich hier zu weit vom (Re)Produktivitätsansatz wegbewegen. Die von mir genutzte »nichtmoderne« Forschungsperspektive besteht darin, dass ich Hybride »aus der Mitte heraus« betrachte. Dieses betrifft jedoch nicht nur die Vermittlung von Natur und Gesellschaft, sondern alle Formen von Hybriden. Gegenstand meiner Beobachtungen ist, was ich vorfinden oder wahrnehmen kann, ohne Pole oder Kategorien anzulegen. Pole oder Einteilungen sind dann »nicht mehr Verankerungspunkte der Realität, sondern provisorische und partielle Resultate« (Latour 1991/2013: 105). Ob und in welcher Form sie entstehen, halte ich offen, denn erst der »Mittler« »erschafft, was er übersetzt« (Latour 1991/2013: 105). Nun passt diese Art

72 Es ist der Wunsch der Forschungsprotagonist_innen und auch meiner, dass der Text um sie geht, nicht um mich. Auf die Gefahr, dass Selbstreflexion zu einer Zentrierung auf die Forschungsperson führt, für deren Selbsterfahrung die Menschen im Feld nur den exotischen Hintergrund bilden, verweist Smith 2010: 165.

73 Dafür wird ihm selbst unterstellt, gar nicht »nichtmodern« zu sein, da z.B. seine Analyse der Arbeit Pasteurs allein auf Pasteurs Texten beruht und damit die Milchsäurebakterien, die Pasteurs beforschte, gar nicht direkt als Akteure erfasst werden können (vgl. Kneer 2008: 281). Seine aufklärerischen Ausführungen zeichnen ihn für Rottenburg (2008: 411) als »modern« aus. Für Schroer (2008: 367-371) ist Latour u.a. aufgrund seiner Vorstellung von Zeit, ein Postmoderner, der, wie andere Postmoderne, vorgibt, keiner zu sein. Eindeutige »Nichtmodernität« ist offenbar ein schwieriges Unterfangen.

der Forschungsperspektive kaum damit zusammen, eine »Unterscheidungsfähigkeit« (s. Kap. 2.4.2) in die Krisenanalyse mit hineinzubringen. Darüber hinaus ist es nicht plausibel, warum jedes Hybrid dieser Erde mit dem gleichen Zugang, »aus der Mitte heraus«, besser verstanden werden sollte, als von den Polen herkommend und warum es nur »Mittler_innen«, aber keine »Zwischenglieder« geben sollte. Umsetzungsbezogen kommt hinzu, dass ich nun einmal bestimmte Pole kenne, meine Welterkenntnis stark über sie strukturiert ist und sich dieses zwar reflektieren, aber nur schwer komplett unterbinden lässt.

Tatsächlich wende ich auf die Hybride, die ich erkenne, beide Perspektiven an und reflektiere, welche Erkenntnisse zur Krise des (Re)Produktiven ich durch welches Vorgehen erlangen kann (s. Kap. 7.4.4). Einen sofortigen »intuitiven« Zugang habe ich zu einem »modernen«, von Trennungen ausgehendem Vorgehen. Die »nichtmoderne« Perspektive ist, dass ich diesen Zugang störe, wieder verlasse, und »aus der Mitte heraus« schaue, ob sich die Pole, deren Vermittlung ich geglaubt habe zu erkennen, überhaupt herausbilden. Geschlechterverhältnisse im Wanderfelddbau beispielsweise werden in der Literatur meist aus einer modernistischen Perspektive beschrieben, die einen Nexus von Weiblichkeit, Tradition, Natur und Kinderbetreuung herstellt. Wenn ich, ohne diese Kategorien anzulegen, von vorgefundenen »Mittlungen« ausgehe, öffnet sich mein Blick für andere Akteure und Konstellation, die eine ganz andere, komplexere Lesart von Geschlechterverhältnissen ermöglichen (vgl. Dannenberg 29.06.2016). »Nichtmodernes« Forschen unterstützt mich dabei, »Nichtmodernes« und »Mittler_innen« überhaupt wahrzunehmen und zu erkennen. Und da auch das (Re)Produktive eine »Mittler_in« darstellt, hilft der Blick auf die Mitte, dieses zu erkennen.

3.4 Theoretische Sensibilität und forschungsgegenständliche Analyse-Heuristiken

Ich habe in Kap. 2.1 den (Re)Produktivitätsansatz dargestellt. In Kap. 3.2 und 3.3 habe ich aufgezeigt, welche methodischen Hinweise der (Re)Produktivitätsansatz gibt und wie ich diese in meiner Forschung beachte. Vor allem ist es jedoch so, dass der (Re)Produktivitätsansatz die Forschungspraxis theoretisch sensibilisiert. Der (Re)Produktivitätsansatz ist ein Theorieansatz mit minimalem empirischen Gehalt. Der Ansatz geht zwar von dem ursächlichen Zusammenhang von Marktausschlüssen und der Krise des (Re)Produktiven aus. *Wie* Marktausschlüsse aussehen und *wie* der Zusammenhang empirisch funktioniert, gibt der Ansatz aber nicht vor. Forschungspraktisch fungiert er wie ein sensibilisierendes Konzept,⁷⁴ wenn auch seine zentrale Position für die Frage-

74 Sensibilisierende Konzepte sind theoretische Konzepte, die in ihrem empirischen Gehalt nicht vollständig geklärt sind, sondern erst durch die Forschung in ihren konkreten Eigenarten bestimmt werden. Sie eignen sich somit nicht, um daraus Hypothesen zu generieren. Sie haben eine Schlüsselrolle bei der theoretischen Sensibilität einer Forschungsperson. Sie leiten Forschung an, ohne dabei determinierend zu wirken. Die Forschungsperson darf nicht durch ihre eigenen Relevanzsysteme im Denken begrenzt werden (vgl. Kruse 2014: 110-113).

stellung und Ergebnisformulierung feststeht.⁷⁵ Der empirische Gehalt der Krise des (Re)Produktiven soll für den *speziellen Kontext* meiner Forschung *durch* die Forschung geklärt werden.

Um die Krise des (Re)Produktiven zu erfassen, gibt es ganz unterschiedliche Aspekte, auf die auf einer inhaltlichen Ebene zu achten ist. Kruse (2014: 489-500) spricht in ähnlichen Zusammenhängen von »forschungsgegenständlichen Analyse-Heuristiken«. Ich übernehme diesen Begriff, weise jedoch darauf hin, dass die von mir genannten Aspekte die Gesamtheit meiner Forschung betreffen, und nicht, wie bei Kruse, nur die rekonstruktive Textanalyse. Die Heuristiken stellen ihrerseits sensibilisierende Konzepte dar. Sie sind sehr grob formuliert, theoretisch unterschiedlich eingebettet und für die Arbeit so unbestimmt gehalten, dass sie Erkenntnisse nicht determinieren.

Konkret zu nennen ist hier der Blick auf die Verschiebung von Marktgrenzen sowie auf die gesellschaftliche Einbettung von Ökonomie (vgl. Lachenmann 2001b, Biesecker & Kesting 2003: 26-33; O’Laughlin 2009: 206), eine Sensibilität für Macht- und Herrschaftsverhältnisse⁷⁶ und ein umfassender Begriff von Arbeit.⁷⁷ Übergeordnet ist der Krise unbedingt in allen drei Dimensionen der (Re)Produktivität nachzuspüren und hierbei Trennungen und Verbindungen zwischen den Dimensionen zu thematisieren. Auch innerhalb der Dimensionen liegt der Fokus meiner Aufmerksamkeit auf Trennungen und Verbindungen, auf (geleugneten) Hybriden, auf Praktiken der Exklusion und auf Dichotomisierungen.

Die genannten Aspekte werden nicht nur durch den (Re)Produktivitätsansatz und die durch Latour inspirierte »nichtmoderne« Forschungsperspektive »aus der Mitte heraus« relevant, sondern auch durch verschiedene andere feministische Forschungsperspektiven auf Natur-Gesellschafts-Beziehungen (vgl. Mölders 2010a: 55-73; Hofmeister et al. 2013b), die ihrerseits weitere Heuristiken vorschlagen. Im Folgenden zeige ich auf, wie diese Forschungsperspektiven meine theoretische Sensibilität schärfen.

-
- 75 Genannt werden hier theoretische Wissensbestände, die in der Forschung eine Resonanz erfahren haben. Die Arbeit mit theoretischem Vorwissen ist durchaus pfadabhängig. Unsichtbar bleiben theoretische Konzepte, die in die Forschung hineingenommen wurden, aber sich im Feld nicht als relevant erwiesen haben. Der Text erweckt hierdurch den Anschein einer vollständigen Passung von in die Forschung hineingetragenen Theoriekonzepten und herausgearbeiteten empirischen Befunden. Dieses Vorgehen ist nicht symmetrisch, wird bei mir aber trotzdem nicht durchbrochen.
- 76 Im Sinne Max Webers verstehe ich unter Herrschaftsverhältnissen verfestigte, institutionalisierte Machtverhältnisse (vgl. Inhetveen 2008: 254). Zur Wichtigkeit der Analyse von Macht in der sozial-ökologischen Forschung vgl. Katz 2011: 273-275.
- 77 An späterer Stelle (insb. Kap. 9.2.3.1) werden, durch diese Sensibilität bestimmt, Ansätze von Sustainable Livelihood (vgl. Scoones 2009; Harcourt & Stremmelaaar 2012; Wichterich 2015; Gottschlich 2017: 290-317) relevant. Hier wird Arbeit nicht in ihrem Verhältnis zur Erwerbsarbeit, sondern in ihrem Verhältnis zu Fähigkeiten und nachhaltiger Naturgestaltung gedacht. Eine verbreitete Definition von Sustainable Livelihood ist die Folgende: »A livelihood comprises the capabilities, assets (stores, resources, claims and access) and activities required for a means of living; a livelihood is sustainable which can cope with and recover from stresses and shocks, maintain and enhance its capabilities and assets, and provide sustainable livelihood opportunities for the next generation; and which contributes net benefits to other livelihoods at the local and global levels and in the short and long term.« (Krishna 2012: 14, mit Bezug auf Chambers & Conway 1992. Auf diese beziehen sich u.a. auch Scoones 2009: 175 und Coria & Calfucura 2012: 49).

Wichtig ist eine an die marxistische Denktradition anknüpfende Diskussion der 1970er und 1980er Jahre, die »dichotomes Denken in gegenläufigen und einander ausschließenden Kategorien (u.a. männlich vs. weiblich, Kultur/Gesellschaft vs. Natur, rational vs. emotional, produktiv vs. reproduktiv, öffentlich vs. privat) kritisiert, indem sie die diesen Denkstrukturen inhärenten Hierarchisierungen und deren Funktion aufdeckt, den jeweils abgewerteten Pol (Natur, Frau, Reproduktion) unsichtbar zu machen« (Hofmeister et al. 2013a: 58).⁷⁸ Ein hiermit zusammenhängender ökofeministischer Denkansatz lenkt den Fokus auf die »herrschaftsförmige Frau-Natur-Verbindung [...] als Folge westlicher dualistischer Wirklichkeitskonstruktion, tradiert aus der antiken Philosophie, in der Frauen/das Weibliche und Natur/das Körperlich-Materielle in gegenseitigem Verweis aufeinander als minderwertig konzeptualisiert wurden.« (Katz 2013: 84) Das kritische In-Beziehung-Setzen der »dichotomischen (und hierarchischen) Relation zwischen Männern und Frauen« (Keller 1995: 67), mit dichotomischen und hierarchischen Strukturen wie »öffentlich/privat; politisch/persönlich; Vernunft/Gefühl usw.« (Keller 1995: 67), hat das Ziel, »nicht, die überkommene Ordnung dieser Relationen umzukehren, sondern die Relationen selbst in Frage zu stellen« (Keller 1995: 67).

In jüngeren Diskussionen wird Gender zudem stärker als Prozesskategorie wahrgenommen.⁷⁹ Es wird betrachtet, was die Herstellung von Natur für einen vergeschlechtlichen Naturumgang bedeutet, wie also *doing gender* (vgl. Gildemeister 2004) und *doing nature* zusammenhängen (z.B. Weber 2003; vgl. Katz & Mölders 2013: 274–275).⁸⁰ Geschlechterverhältnisse sind in meiner Forschung also im Blickfeld, ob es nun um die Herstellung von Geschlecht oder Strukturierungen durch Geschlecht geht.

Wie sich herausstellen wird, fungiert Geschlecht jedoch vor allem als epistemologische Kategorie. Aus der nachhaltigkeitsbezogenen Genderforschung bringe ich eine Sensibilität für Naturalisierung als Mittel des Ausschlusses, für die Herstellung und das Infragestellen von dichotomen Kategorien und für die Feminisierung von Umweltverantwortung⁸¹ mit. Durch die empirische Forschung wird meine Aufmerksamkeit immer wieder auf die Kategorie der Indigenität gelenkt. Diese erkenne ich als eine Differenzkategorie, mit damit einhergehenden essentialisierenden Vorstellungen von Schutz, Reinheit, Unterdrückung und Empowerment sowie einer Zuschreibung von Umweltverantwortung an (s. Kap. 5.1). Genauso sehe ich Indigenität aber auch als eine

78 Feministische Kritik anhand von kritisierten Dichotomien zu strukturieren, ist bis heute gängig. Beispielsweise stellt das neue »Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung« (Kortendiek et al. 2019) in vielen Beiträgen unterschiedliche Dichotomien und deren Veränderung in den Mittelpunkt.

79 Zur Nutzung von Geschlecht in den Nachhaltigkeitswissenschaften als Differenzkategorie, Strukturkategorie, Prozesskategorie oder epistemologische Kategorie vgl. Hofmeister et al. 2013a: 48–71.

80 Die parallele Herstellung von Land und Geschlecht thematisiert Mackenzie 2010: 59.

81 Für die Herkunft der Debatte um die Feminisierung der Umweltverantwortung zitieren Biesecker & Hofmeister (2006: 37) Schultz, Irmgard/Weiland, Sabine (1991): Frauen und Müll. Frauen als Handeldeinde in der kommunalen Abfallwirtschaft. Frankfurt a.M.: IKO-Verlag für Interkulturelle Kommunikation. Verschiedentlich (z.B. Bauhardt 2015: 118; Mölders 2015: 167) wird jedoch auch dieses Werk zitiert: Wichterich, Christa (1992): Die Erde bemuttern. Frauen und Ökologie nach dem Erdgipfel in Rio: Berichte, Analysen, Dokumente. Heinrich Böll Stiftung (Hg.). Köln.

Prozesskategorie, die in Praxis und Diskurs hergestellt wird und häufig strukturell, z. B. durch den Wohnort, bedingt ist (s. Fn. 4 und Kap. 4.1.2, 6.1.6, 8.2.1).

Das Vorsorgende Wirtschaften stellt einen wichtigen Bezugspunkt des (Re)Produktivitätsansatzes dar (vgl. Biesecker et al. 2019: 120–124). Zentrale Prinzipien sind hier Kooperation, (Vor)Sorge und die Orientierung an dem, was für das ›Gute Leben‹ notwendig ist (vgl. Theoriegruppe Vorsorgendes Wirtschaften 2000)⁸² Diese deuten sich in der Vision einer (re)produktiven Ökonomie an (s. Kap. 2.1.4). Ich nutze die Prinzipien weniger systematisch als die oben erwähnten Analyse-Heuristiken. Trotzdem werde ich durch sie theoretisch sensibilisiert und erwähne sie auch kontextbezogen im Text.

3.5 Die Feldstudie

Es ist jetzt deutlich, in welcher Weise mich der (Re)Produktivitätsansatz methodologisch inspiriert hat (Kap. 3.1 – 3.3). Zudem ist klar, wie dieser Ansatz und ihm nahe wissenschaftliche Debatten meine theoretische Sensibilität im Feld geprägt haben. Neben der Literaturarbeit, die über das Feld inspiriert ist, stellt meine Feldstudie die Grundlage dieser Arbeit dar.

Der größte Teil der Feldstudie fand im November und Dezember 2013 während eines sechswöchigen Forschungsaufenthaltes in den Philippinen statt, er umfasst 20 im Feldtagebuch (s. Kap. 3.5.2) dokumentierte Forschungstage in Sinuda über einen vierwöchigen Zeitraum in Mindanao⁸³. Bei einem sechsmonatigen Forschungsaufenthalt ein Jahr später kamen sechs dokumentierte Nacherhebungstage (November 2014) und ein zweitägiger Kurzbesuch (Januar 2015) hinzu.⁸⁴ Zur Datengewinnung habe ich verschieden stark strukturierte Beobachtungen und Befragungen auf unterschiedliche Weise kombiniert. Beobachtungen ermöglichen das Wahrnehmen von Prozessen und der Beteiligung einzelner Akteure sowie gegenständlicher Naturen. Durch die Gewinnung verbaler Daten, aber auch durch die Auswertung von Dokumenten aus dem

82 »Die Orientierung am Für-das-Gute-Leben-Notwendigen ist das übergeordnete Ziel unter den drei Prinzipien [des Vorsorgenden Wirtschaftens]. Dies ist das eigentliche Wohlfahrtskriterium des Vorsorgenden Wirtschaftens« (Biesecker & Kesting 2003: 249). Was unter einem ›Guten Leben‹ zu verstehen ist, ist gesellschaftlich auszuhandeln (u. a. Biesecker 2003: 343). Im (Re)Proansatz ist »ein [i. O.kursiv] wichtiger Bezugspunkt [...] der Fähigkeitenansatz von Martha Nussbaum« (Biesecker & Hofmeister 2013a: 149). Tatsächlich formuliert Nussbaum (2003: 19–20), vorbehaltlich dessen, »dass die Punkte auf der Liste in gewissem Umfang in verschiedenen Gesellschaften verschieden konstruiert sind« (Nussbaum 2003: 19) eine Liste von Fähigkeiten, anhand derer sich das ›Gute Leben‹ systematisch überprüfen ließe. Hierauf verzichte ich jedoch aus Kapazitätsgründen, um die Offenheit der Forschung zu gewährleisten und auch, weil Fähigkeiten explizit nicht der einzige Referenzpunkt für das ›Gute Leben‹ in der (re)produktiven Ökonomie sind. Wenn ich mich im Text auf das ›Gute Leben‹ beziehe, denke ich an den Fähigkeitenansatz, wende ihn jedoch nicht systematisch an.

83 Südliche Inselgruppe der Philippinen.

84 Der sechsmonatige Forschungsaufenthalt wurde durch ein Stipendium des DAAD unterstützt. Im Zuge dieses Forschungsaufenthaltes habe ich die Krise des (Re)Produktiven noch andernorts in zwei weiteren Formen von Landeigentum untersucht. Die Ergebnisse finden keinen Einzug in diese Arbeit.

Feld, werden Motivationen und Umweltwissen zugänglich gemacht (vgl. Strübing 2013: 54). Zur Erfassung von kognitiven Systemen stehen eigene Methoden zur Verfügung (vgl. Antweiler 2008); ich habe ein Kartensortierverfahren genutzt. Je nachdem, ob Beobachtungen systematisch oder spontan (situationsgeleitet) sind, und welchem Formalisierungsgrad Gespräche und Interviews entsprechen, werden unterschiedliche Perspektiven eröffnet. Slezak (2014: 191) warnt davor, teilnehmende Beobachtung als eine Ergänzung zu Befragungsmethoden zu sehen, die deren Defizite ausgleicht. Dieses passiert zwar, relevanter ist jedoch, dass durch teilnehmende Beobachtung Zusammenhänge nicht vereinfacht werden (z.B. Interviewaussagen besser verstanden werden können), sondern komplexer erscheinen. Im Rahmen einer Methodentriangulation⁸⁵ führen mehrere Perspektiven zu einem Erkennen von Komplexität. Die im Feld gesprochenen Sprachen sind *Matigsalug* und *Visayan*. Die meisten Personen sind jedoch auch der Philippinischen Landessprache, *Filipino*, mächtig. In dieser Sprache kann ich einfache Konversationen führen, einige Personen im Feld sprechen zudem Englisch. Interviews erfolgten mit Dolmetscher (s. Kap. 3.5.3.2).

Mein Bestreben mit der Feldforschung in mehreren Phasen war, unter gegebenen Rahmenbedingungen einen zirkulären Forschungsablauf zu ermöglichen, in dem Datenerhebung und Auswertung nicht voneinander getrennt sind und Forschungsschritte anhand von Gegebenheiten im Feld geplant werden (vgl. Halbmayer 2010a; Bernard 1988/2006: 328). Die Methodenvielfalt im ersten Forschungsaufenthalt ist auf ein Ausprobieren verschiedener Zugänge zur Erfassung der Krise des (Re)Produktiven in einem »fremdkulturellen« (Dannecker & Englert 2014: 9) Kontext zurückzuführen.⁸⁶ Die Methoden habe ich ständig im Feld ausgewertet und insbesondere für den zweiten Forschungsaufenthalt Anpassungen vorgenommen (s. Kap. 3.5.3 – 3.5.4).

3.5.1 Feldzugang und Sampling

Für die Forschung in der *Ancestral Domain* war es sinnvoll, eine Gruppe auszuwählen, die bereits seit langer Zeit über den Landtitel verfügt. Im Leben nach dem Kampf ums Land sollte sich ein Alltag eingestellt haben. Der Titel der *Ancestral Domain* der Matigsalug Manobo ist einer der Ältesten in den Philippinen (s. Kap. 4.2). Zudem gibt es bei den Matigsalug einige Erfahrung mit Wissenschaftler_innen (s. Fn. 1 in Kap. 4), was eine recht ausgeglichene Zusammenarbeit ermöglichte. Der Feldzugang wurde durch bestehende Beziehungen ins Feld ermöglicht (vgl. Strübing 2013: 61), einige Forschungsprotagonist_innen waren mir, wie oben dargelegt, aus einem Filmprojekt bekannt (Dannenberg & Richter 2007), andere aus einem früheren Forschungsaufenthalt (zu Dannenberg 2009). Diesem Hintergrund ist meine Unterkunft im Büro von FEMMATICs (s. Kap. 4.2 und 7) zu verdanken (s. Kap. 3.3.2.3). Auch hatte ich An-

85 Zur Triangulation als Qualitätskriterium für qualitative Forschung vgl. z.B. Steinke 2004: 320.

86 Die Bedeutung vom Tüfteln und Basteln mit Ansätzen, um komplexen Situationen gerecht zu werden und eine gute Passung von Situationen und Methoden zu erlangen, wird für fremdkulturelle Kontexte von Dannecker & Englert (2014: 11) hervorgehoben.

sprechpartner,⁸⁷ die mich im Prozess der Forschungsbewilligung beim *Council of Elders* in FEMMATRICs empfehlen konnten.⁸⁸

Das Sampling habe ich, im Sinne eines theoretischen Samplings (vgl. Strauss & Corbin 1996: 149-150; Schultz 2014: 80-82) überwiegend im Feld vorgenommen. In einer ersten offenen Phase (vgl. Strauss & Corbin 1996: 153) bin ich von Interviews mit Einzelpersonen verschiedener Generationen und Geschlechter ausgegangen, die dem über FEMMATRICs koordinierten Management der *Ancestral Domain* nahestehen (s. Kap. 6). Ausgehend von Ereignissen (z.B. Verhandlungen über die Erlaubnis zum Holzeinschlag) und Fragen nach fehlenden Perspektiven zu aktuellen Inhalten (z.B. eine Arbeiter- Perspektive aus einer Bananenplantage) wurden weitere Personen eingebunden.

3.5.2 Teilnehmende Beobachtung

Die teilnehmende Beobachtung hat ihre Wurzeln in einer sozialreformistischen Stadtsoziologie (vgl. Lüders 2004: 385-286) und der Ethnologie (vgl. Hauser-Schäublin 2008: 39-41), in der sie bis heute die zentrale Herangehensweise darstellt (Bernard 1988/2006: 342). Sie verbindet Beobachtungen von örtlichen Aktivitäten mit sehr unterschiedlichen Stufen der eigenen Beteiligung (Spradley 1980: 58-62; Bernard 1988/2006: 347). Sie stellt keine Methode im engeren Sinne dar, sondern eine Form der Annäherung an die Forschungssituation. So bildet sie den Rahmen für die mögliche Anwendung spezifischer Methoden (Bernard 1988/2006: 356; Hauser-Schäublin 2008: 46; Slezak 2014: 177-178). Diese, z.B. systematische Beobachtung oder Dokumentenanalyse, können so als Teil der teilnehmenden Beobachtung verstanden werden.⁸⁹ Durch teilnehmende Beobachtung wird implizites Wissen über den Forschungskontext aufgebaut, gleichzeitig wird dieses jedoch soweit wie möglich reflektiert und expliziert (Halbmayer & Salat 2011c). Das grundlegende Prinzip ist, dass (Alltags-)Praktiken in einem Wechselspiel von Eingebundenheit und Distanzierung der Forschungsperson erfasst werden (vgl. Bernard 1988/2006: 344; Hauser-Schäublin 2008: 41-42). Mit steigender Eingebundenheit und längerer Präsenz im Feld wird teilnehmender Beobachtung eine geringe Reaktivität zugeschrieben, Beeinflussungen des Forschungsfeldes werden reflektiert (vgl. Strübing 2013: 55; Bernard 1988/2006: 354). Von der Beobachtung zur Veröffentlichung findet

87 Hervorzuheben ist mein Schlüsselinformant *Datu Queram Lacaran* (s. Kap. 6.1), der gleichzeitig als Dolmetscher (s. Kap. 3.5.3.2) fungierte. Es ist seine Wahrnehmung, die wiederum auf die meine einwirkt. Seine Deutungen über das Leben in Sinuda bilden für mich eine wichtige Grundlage. Er hat Kontakte vermittelt, Interviewpartner_innen vorgeschlagen und darüber geurteilt, ob bestimmte Pläne umsetzbar sind oder nicht (vgl. Strübing 2013: 61).

88 Basierend auf indirekten Zusagen des Schlüsselinformanten via Email, habe ich meine Forschung vor dem *Council of Elders*, Mitarbeiter_innen und Besucher_innen von FEMMATRICs nach Ankunft formal vorgestellt. Hierzu habe ich vorweg einen Vortrag schriftlich auf Matigsalug übersetzen lassen, der als Übersetzung meines englischen Vortrages vorgelesen und als Handout verteilt wurde. Neben der Vorstellung der Forschung beinhaltete er die Ergebnisse meiner Diplomarbeit (Dannenberger 2009). Im Anschluss folgten eine Fragerunde, ein Ritual und ein gemeinsames Essen des im Ritual geopfert Huhns. Eine schriftliche Forschungsbewilligung wurde ausgestellt.

89 Einen umfangreichen Überblick über typische Methoden der teilnehmenden Beobachtung gibt Spradley 1980: 37-159.

jedoch eine mehrfache Filterung und Repräsentation statt: auf der Ebene der Wahrnehmung, der Niederschrift im Feldtagebuch, und dann wieder bei der Interpretation des Feldtagebuchs (vgl. Lüders 2004: 396-399). Forschungspersonen und Schlüsselinformant_innen kommt also eine bedeutende Rolle bei der Ergebniserzeugung zu. Zentrales Medium zur Dokumentation ist das Feldtagebuch.⁹⁰ Ich habe eine integrierte Form des Feldtagebuchs Schreibens gewählt. Diese enthält Beobachtungen, Beschreibungen, Gesprächsdokumentationen und »private« Emails genauso wie Gedanken, Gefühle und Bewertungen zum Erlebten. Auch theoretische Überlegungen und Gedanken zur gesamten Forschungsarbeit sind enthalten. Die Einträge sind auf Deutsch, einzelne »Geschichten« sind jedoch auf Englisch verfasst und wurden nach dem Niederschreiben von der Quelle validiert (vgl. Slezak 2014: 190).⁹¹ Auch Reflexionen über das Geschriebene sind direkt in das Feldtagebuch aufgenommen (vgl. Strübing 2013: 56). Das Tagebuch wurde i.d.R. abends digital verfasst, basierend auf handschriftlichen Notizen des Tages.⁹² Mein Feldtagebuch stellt in seiner Verbundenheit mit implizitem Wissen die zentrale Datengrundlage der Forschung dar.⁹³ Außerhalb des Tagebuchs habe ich drei methodische Herangehensweisen in der Feldforschung platziert. Erstens sind diese Protokolle aus einer stärker systematischen Beobachtungssituation, ich spreche hier von aufsuchenden Begegnungen zur Tätigkeitserfassung (ABT).⁹⁴ Ich habe mehrere Personen (n=18) wiederkehrend zu verschiedenen Tageszeiten aufgesucht und danach ge-

90 Weitere Schriftstücke, deren Auswertung ich der teilnehmenden Beobachtung zurechne, sind Daten vom Computer der Landmanagementorganisation FEMMATRICs und Drucksachen aus ihrem Büro. Diese wurden teilweise direkt mit dem Schlüsselinformanten besprochen und dann im Feldtagebuch erwähnt. Teilweise erfolgte eine genaue Auswertung jedoch separat (z.B. der in Kap. 9.1.3 diskutierte Finanzantrag). Gelegentlich habe ich den Facebookauftritt von FEMMATRICs angeschaut und bin mit dem Schlüsselinformanten hierüber ins Gespräch gekommen.

91 Weitere Situationen, in denen ich mit einigen Forschungsprotagonist_innen in den Dialog über meine Darstellung von ihnen gegangen bin, waren die Vorstellung meiner Diplomarbeit (Dannenberg 2009) sowie das gemeinsame Gucken und Diskutieren meines Filmes (Dannenberg & Richter 2007).

92 Wenn sich die Niederschrift verschoben hat, wurde dieses entsprechend vermerkt. Neu erlangte Informationen oder Richtigstellungen zu Themen eines früheren Tages wurden diesem mit entsprechenden zeitlichen Hinweisen hinzugefügt. Verweise auf das Feldtagebuch in dieser Arbeit sind durch das kürzel FT mit absteigender numerischer Datumsangabe kenntlich gemacht (z.B. FT131206 für den 06. Dezember 2013).

93 Selbstverständlich kann nicht *alles*, was ich in meinem Leben in den Philippinen, den ländlichen Philippinen und speziell in Sinuda gelernt habe, in das Tagebuch aufgenommen werden. Mir persönlich ist also ein anderes Textverständnis möglich, als dieses für externe Leser_innen der Fall wäre. Der Zugänglichkeit von Erlebtem sind in einem, in der Erstellung zeitlich begrenzten Text, Grenzen gesetzt. Ereignisse, wie z.B. das Jagen eines Schweins oder Aushandlungen mit der Guerilla, fühlten sich für mich im Dabeisein sehr besonders an, werden in der Niederschrift und vor allem im Zuge des weiteren Feldforschungsverlaufes jedoch zu den Alltäglichkeiten, die sie sind. »Discovering the Obvious« stellt für Bernard (1988/2006: 381) eine zentrale Phase der Feldforschung dar.

94 Von der Anwendung »systematischer Beobachtung« (vgl. Beer 2008) als Methode zu sprechen, führt hier zu weit. Diese hat mich zwar inspiriert, das Einbeziehen einer Befragung war jedoch wichtig und in der Praxis gab es zudem immer Änderungen der Reihenfolgen der Besuche oder spontan erweiterte und für die Forschung bedeutsame Gesprächsverläufe. Deshalb sind die erhobenen Daten kaum standardisiert.

fragt, welche Tätigkeit⁹⁵ sie gerade ausüben, ob diese bezahlt wird, wie es ihnen bei der Tätigkeit geht und ob sie sich in dieser Tätigkeit wertgeschätzt fühlen.⁹⁶ 80 erhobene Datensätze habe ich mit Hilfe von *Excel* auf Zusammenhänge zwischen (1) empfundener Wertschätzung und Bezahlung ausgewertet, auf (2) das Verhältnis der *eigenen* Einschätzung zur Wertschätzung zu *meiner* Einschätzung, auf (3) das Verhältnis von bezahlter und unbezahlter Arbeit (und Arbeit, die ich mit »potentiell bezahlt« bezeichne, s. Kap. 6.3.1) sowie auf (4) Intensität, (5) Qualität, und (6) Geschlechtlichkeit bezahlter und unbezahlter Arbeit.⁹⁷ Die Ergebnisse bilden einen Hintergrund verschiedener Argumentationen in dieser Arbeit. Gespräche und Informationen aus den ABT wurden auf gleiche Weise wie das Feldtagebuch ausgewertet (s. Kap. 3.6).

Die anderen beiden Einzelmethoden, die nicht über das Feldtagebuch dokumentiert wurden, sind leitfadengestützte Interviews (s. Kap. 3.5.3) und ein Kartensortierverfahren (s. Kap. 3.5.4).⁹⁸ Beide entfernen sich von der Beobachtung von Praktiken des Alltagshandelns, welche den zentralen Fokus teilnehmender Beobachtung darstellen (Lüders 2004: 395). Ebenfalls außerhalb des Alltagshandelns lagen Exkursionen, die extra meinerseits stattgefunden haben. Die meisten Ausflüge in Gebiete außerhalb Sinudas, die mir u.a. einen besseren naturräumlichen Eindruck vermittelten, haben jedoch nicht meinerseits stattgefunden, sondern ich bin mitgefahren. Gleichwohl hatten meine Anwesenheit und meine vielen Fragen hier eine größere Auswirkung als im Alltagsleben. Abschließend möchte ich erwähnen, dass sich meine teilnehmende Beobachtung örtlich nicht auf das beschriebene Setting begrenzt. Im Sinne einer multisited ethnography (vgl. Strübing 2013: 67) habe ich eine Forschungsprotagonistin an ihrem Studienort besucht. Nach der Feldforschungszeit habe ich Facebookeinträge einiger Personen einbezogen. Dies erfolgte nicht systematisch zur Wissensgenerierung, sondern zur Reflexion meiner Ergebnisse und zur Veranschaulichung (vgl. Robben & Sluka 2012: 28).

95 Häufig handelte es sich um mehrere Tätigkeiten auf einmal, dieses habe ich in der Auswertung berücksichtigt.

96 Theoretisch inspiriert ist dieses Vorgehen durch die im (Re)Produktivitätsansatz implizierten Annahmen zu einem Zusammenhang von finanzieller Bewertung und symbolischer Wertschätzung, durch die Anerkennung der Vielseitigkeit von Arbeit, bei gleichzeitig klarer Zuordnung in die Bereiche des marktwirtschaftlich Bewerteten und Unbewerteten und durch die Bedeutung von Zeiten im (Re)Produktivitätsansatz.

97 Die Auswertung erfolgte zwar mit Hilfe von numerischen Größen, beispielsweise prozentualen Anteilen, jedoch nicht im Sinne einer quantitativen Statistik. Wichtig war mir, die Kategorien ökonomischer und sozialer Bewertung, die sich aus dem (Re)Produktivitätsansatz begründen lassen und dem lokalen Kontext übergestülpt werden, nicht nur zu erfragen, sondern gleichzeitig zu reflektieren. In der Folge sind neue Kategorien durch das Material entstanden, z.B. aufgrund der schwierigen Zuordnung von »bezahlt« und »nichtbezahlt«.

98 Postskripte und alle Notizen zu den Interviews, wurden wiederum ins Feldtagebuch aufgenommen und somit in der Gesamtauswertung berücksichtigt.

3.5.3 Interviews

3.5.3.1 Durchführung

Neben verschiedentlichen offenen Interviews (vgl. Dannecker & Vossemer 2014: 156) habe ich mit allen 15 in Kap. 6 vorgestellten Personen leitfadengestützte Interviews geführt (vgl. Dannecker & Vossemer 2014: 160). Der Interviewleitfaden enthielt Fragen zu den Themen Land, Arbeit,⁹⁹ Haushalt und Träume.¹⁰⁰ Die Interviews wurden aufgenommen, vor Ort gedolmetscht und dann als englischsprachige Transkripte übersetzt.¹⁰¹ Ich habe während der Interviews probiert, Aussagen inhaltlich zu verstehen bzw. logisch nachzuvollziehen, was sich als schwierig herausgestellt hat und mit vielen Rückfragen verbunden war. Im Vergleich zur Interviewzeit wurde auf diese Weise sehr wenig Text produziert und viele Interviewte kamen nicht ins Erzählen.¹⁰² Während des zweiten Aufenthalts habe ich zu den Themenfeldern ausschließlich Erzählimpulse gesetzt. Aufgabe des Dolmetschers war hier vor allem, einen Erzählfluss aufrecht zu erhalten.¹⁰³ Antworten wurden nicht rückübersetzt, sondern wurden mir erst durch das Lesen der auf Englisch durch einen Übersetzer erstellten Transkripte zugänglich. Die in einem Interview gewonnene Menge an interpretierbarem Text war auf diese Weise ungleich höher. Bei Verständnisfragen und fehlender Kohärenz von Aussagen habe ich anschließend in Ruhe geprüft, ob eine Erklärung des Sachverhaltes überhaupt wichtig ist.

3.5.3.2 Übersetzung

Übersetzung stellt einen Akt der kulturellen Vermittlung zwischen der Ausgangs- und der Zielkultur eines Textes dar. Die Person der Übersetzer_in ist in ihrer eigenen kulturellen Zugehörigkeit und Subjektivität ein wichtiger Teil der Übersetzung (Wettemann 2012: 109). Resch & Enzenhofer (2012) sehen die Skopos-Theorie für die qualitative Interviewforschung als zentral an. Diese verdeutlicht, dass eine Übersetzung abhängig

99 Im Bereich der Arbeit ging es um ein »freies Listen« (vgl. Antweiler 2008: 239-240) verschiedener Formen von Arbeit, um die lokalen Arbeitskonzeptionen und die Vielfalt von Arbeit zu erfassen. Dieses hat zwar gut funktioniert, hat sich aber für den anschließenden Interviewverlauf als erzählhemmend erwiesen.

100 Die Fragenentwicklung als Ganzes wurde durch meine Vorüberlegungen zu möglichen Indikatoren zur Krise des (Re)Produktiven (s. Fn. 26) unterstützt. Zu Beginn waren hierdurch Fragen zu Naturkatastrophen und zur staatlichen Administration enthalten, die sich jedoch als schwierig zu kommunizieren erwiesen. Auf die Wichtigkeit, Interviewleitfäden im Feld zu entwickeln, verweist z.B. Bernard 1988/2006: 355. Sofern es Vorwissen zu den Personen gab, wurden Fragen individuell angepasst.

101 Als Dolmetscher bezeichne ich die Person, die direkt in der Situation, daher unveränderbar, übersetzt. Der Übersetzer hingegen ist die Person, die eine schriftliche Übersetzung erstellt. Ich spreche von Übersetzer, obwohl kein lokalsprachliches Transkript erstellt wurde, das dann übersetzt wurde, sondern direkt auf Englisch transkribiert wurde. Das Kriterium, dass das Transkript grundsätzlich korrigierbar ist, ist hier zentral (vgl. Resch & Enzenhofer 2012: 84-85). Genutzte Transkriptionssoftware: f4.

102 Zur zentralen Position des Erzählens in qualitativen Interviews vgl. Helfferich 2011: 72-75, 102-104.

103 In den frühen Interviews, wo der Dolmetscher auf eine präzise inhaltliche Übersetzung einer Frage und ein einfaches Verständnis dieser abgezielt hat, sind Erzählimpulse oder auch Abschwächungspartikel z.T. in der Übersetzung verloren gegangen.

von Ziel und Zweck (Skopos) der weiteren Arbeit mit dem Text unterschiedlich ausfällt. Zentral ist also, dass Übersetzer_innen (meistens sind es Laien¹⁰⁴) über diesen informiert werden und in ihrem Sinne handeln können.¹⁰⁵ Für meine Forschung habe ich für die Transkription eines Interviews ins Englische einen schriftlichen Übersetzungsleitfaden erstellt. Er fordert, eine den Sinn erhaltende, möglichst genaue inhaltliche Übertragung anzufertigen, nichts auszulassen oder zusammenzufassen sowie bei jeglichen Unklarheiten Erklärungen abzugeben (vgl. Wettemann 2012: 105-106). Das Ziel war also nicht, einen möglichst flüssigen, grammatikalisch richtigen Text zu produzieren.¹⁰⁶ Ich habe zudem um Indikation des Sprach-Codes gebeten (vgl. Resch & Enzenhofer 2012: 82), da Interviewpartner_innen häufig mehrere Sprachen im Interview benutzen.¹⁰⁷ Um möglichst viele Charakteristika des Gesprochenen (Sprach-Code, Positionalisierungen) zu erkennen, habe ich neben einer abstrakten Erklärung Beispiele gegeben, worauf zu achten ist.¹⁰⁸ Dort, wo mir bekannt war, dass durch Übersetzung aufgrund der in den Sprachen angelegten Ausdrucksmöglichkeiten Informationen ohne Kommentar verloren gehen würden, habe ich darauf hingewiesen.¹⁰⁹ Auch um Klärung von Metaphern habe ich gebeten (vgl. Enzenhofer & Resch 2011: Absatz 101).

Sowohl Dolmetscher als auch Übersetzer meiner Interviews sind ebenfalls Forschungsprotagonist_innen. Im Sinne Latours sehe ich sie als »Mittler_in«: Sie nehmen eine hybride Zwischenposition ein und sind damit an der Herstellung der Pole, zwischen denen sie mitteln, beteiligt. Im »Reich der Mitte« (Latour 1991/2013: 105, 128) haben sie eine eigene Existenz, die es für mich zu verstehen gilt. Daran, wie der Dolmetscher übersetzt, gewinne ich Erkenntnisse über ihn und auch über unsere Beziehung. Teilweise hatte ich direkte inhaltliche Erkenntnisse durch das Lesen der Übersetzung meiner Interviewfragen.¹¹⁰ Mit dem Dolmetscher habe ich das gleiche

104 Übersetzer und Dolmetscher in dieser Arbeit haben beide als bezahlte Bibelübersetzer gearbeitet, der Übersetzer hat zudem Englisch studiert. Eine weiterführende linguistische Ausbildung haben sie nicht.

105 Auch der Hinweis, dass Sprache nie eindeutig ist, entlastet Laienübersetzer_innen (Resch & Enzenhofer 2012: 83).

106 Das Ziel war vielmehr, ein Verstehen in Englisch zu ermöglichen, dabei aber möglichst nah am originalen Satzbau zu bleiben. Die Transkripte sind hierdurch für die direkte Zitation zwar nutzbar, jedoch wenig ästhetisch. Das genutzte Englisch entspricht außerdem einem auf den Philippinen genutzten Umgangsenglisch. Dieses ist für mich gut verständlich, kann Leser_innen aber u.U. irritieren. In Zitationen verzichte ich darauf, grammatikalische oder orthografische »Fehler« durch [sic!] kenntlich zu machen.

107 Eine zwischenzeitliche Nutzung von Sprachen, die ich verstehe (Englisch, Filipino), kann z.B. auf eine direktere Kontaktaufnahme zu mir hindeuten. Für Verwaltungsbezüge wird in den Philippinen häufig Englisch verwendet, wohingegen Emotionales sich für die meisten Menschen eher in einer lokalen Sprache ausdrücken lässt.

108 Zum Beispiel die verstärkte Nutzung des Wortes »po«, das (sich unterordnende) Höflichkeit ausdrückt, oder des Wortes »Ma'm«, direkte/indirekte Sprachformulierungen.

109 Zum Beispiel gibt es in philippinischen Sprachen ein Rezipient_innen einschließendes »Wir« und ein ausschließendes. Die Differenz ist im Englischen »we« nicht mehr erkennbar. Im Englischen »you« gehen Informationen über die Anzahl der Angesprochenen verloren. In philippinischen Sprachen gibt es nur ein Wort für die 3. Person Singular. In Übersetzungen muss also verdeutlicht werden, ob bzw. welches Geschlecht indiziert ist.

110 Ein Beispiel: Der Dolmetscher ist in ein örtliches Ökotourismusprojekt (s. Kap. 9) involviert. Ich frage eine Person aus dem entsprechenden Dorf nach ihrer Vermutung, wie dieses Dorf in zehn

Interview wie mit anderen Personen geführt, insbesondere, um seine Antworten und Konzepte in den Antworten der anderen gegebenenfalls wiedererkennen zu können. Der Übersetzer hingegen kommentiert die Übersetzungen des Dolmetschers und Interviewantworten teilweise aus seiner Perspektive, womit ich auch inhaltlich gearbeitet habe.¹¹¹

3.5.4 Kartensortierverfahren

Um Kognitionen, Einstellungen und Bewertungen zum Bereich Arbeit zu erheben, habe ich mich Verfahren strukturierter Datenaufnahme aus der kognitiven Ethnologie bedient. Ziel war, verschiedene Formen von Arbeit mit Personen, die diese ausführen (sollen) sowie mit (monetärer und ideeller) Wertschätzung in den Zusammenhang zu bringen. Die Tätigkeitsfelder, die ich aufgenommen habe, habe ich über ein freies Listen innerhalb der Interviews ermittelt, um die lokale Verankerung der Kategorien von Arbeit sicherzustellen (vgl. Antweiler 2008: 239–240).¹¹² Die Methode selbst stellte eine Kombination aus Kartenstapelsortierung (Antweiler 2008: 240–241) und einem Rangordnungsverfahren (Antweiler 2008: 242–243) dar. In der Ersteren geht es darum, Teilnehmer_innen Kärtchen mit Wörtern oder Begriffen vorzulegen, die auf unterschiedliche Stapel sortiert werden, entsprechend ihrer Ähnlichkeit untereinander oder aufgrund von vorgegeben Kategorien. In Rangordnungsverfahren werden die Kärtchen hierarchisierend angeordnet. Mein Kartensortierverfahren (KSV) bestand im ersten Forschungsaufenthalt aus 13 Tätigkeitskarten, die von meinem Dolmetscher illustriert wurden.¹¹³ Durch die Illustration war die Teilnahme auch Menschen mit geringer Schriftkompetenz möglich.¹¹⁴ Die erste Aufgabe bestand darin, die Karten nach Aufgaben für Frauen, für Män-

-
- Jahren aussehen wird. In der Übersetzung des Dolmetschers findet sich seine eigene Hoffnung wieder: »So, ten years from now, can you imagine how this village will be looks like? Will there be improvement after ten years?« Im gleichen Interview frage ich danach, wie man in dem Dorf auf die Projektidee gekommen sei. Dass dieses von der »Community« ausging, war mir zuvor so dargestellt worden. In der Übersetzung wird die Person erst einmal über das Projekt aufgeklärt und es wird deutlich, dass die Initiative für das Projekt von der Organisation FEMMATRICs ausgeht.
- 111 Beispielsweise suchte der Übersetzer meinen Rat, wie er mit »Unhealthy Jokes« in Interviews umgehen könne. Durch eine Erklärung in einem Transkript, in dem er für dort genannte Pflanzen erläuterte, ob diese »wild« sind oder nicht, erhielt ich einen Einblick in seine Naturvorstellungen.
- 112 Kombiniert habe ich diese emische Perspektive mit meiner Perspektive bzw. aus Beobachtungen gewonnener Erkenntnis über stattfindende Tätigkeiten. Die Auswahl, welche gelisteten Arbeitsformen aus der entstandenen Liste von 19 Tätigkeiten letztlich Einzug in die Methode finden, habe ich vorgenommen.
- 113 Office work, Company + labor (konkreter Hintergrund ist eine Bananenplantage in Sinuda), House repair, Cooking, Dancing + singing, Midwife with patient, AD Management (d.h. Management der *Ancestral Domain*), Individual farming, Group farming, Laundry, Teacher + teaching, Taking care of the child, Handicraft making. Die Benennung hier entspricht kleinen englischsprachigen Vermerken des Illustrators neben der Skizze. Unter »Group farming« ist generell eine gemeinschaftliche landwirtschaftliche Tätigkeit, z.B. in einem nachbarschaftlichen Umlaufverfahren (s. Kap. 8.1.1.1), zu verstehen.
- 114 Durch den Matigsalug-Illustrator war eine lokale Perspektive der Bilder gewährleistet. Mir war wichtig, dass sie von Menschen vor Ort verstanden werden, und nicht meine Vorstellungen über die Tätigkeiten in die Bilder projiziert werden. In den Bildern finden sich nun die Vorstellungen

ner und für beide Geschlechter zu sortieren (s. Abbildung 4). Die Arbeiten, die für das eigene Geschlecht in Frage kommen, wurden danach sortiert, welche man selbst am liebsten durchführt oder durchführen würde.

Anschließend wurden Stapel gebildet, ob eine Arbeit bezahlt sein sollte oder nicht. Weitere Aufgaben bestanden in einer Hierarchisierung danach, welche Arbeiten als wichtig eingeschätzt werden und als wie schwierig die Aufgaben empfunden werden. Zu jeder Aufgabe wurden Erklärungen über die Beweggründe für die gelegten Strukturen erbeten. Die meisten Teilnehmer_innen haben sehr gerne am KSV teilgenommen. Es gibt Möglichkeiten zur eigenen Aktivität und zur Reflexion, aus Perspektive des Dolmetschers ist es ein »gutes Gehirntaining für die Alten«. Die gestellten Aufgaben hatten einen unterschiedlichen Präzisionsgrad. Versuche, die Aufgabenstellung möglichst stark zu präzisieren, haben sich schnell als nicht zielführend erwiesen, wohingegen die unterschiedliche Auslegung der Fragen interpretiert werden konnte. Beispielsweise haben einige Interviewpartner_innen die Frage der Wichtigkeit von Tätigkeiten auf die *Ancestral Domain* oder die Matigsalug bezogen, während andere von einem Stellenwert im eigenen Leben ausgingen. Ein Muster, das mit zu der von mir in Kap. 6 vorgestellten Typenbildung der Landeigentümer_innen beigetragen hat. Muster und Tendenzen in den Antworten habe ich mithilfe von Excel erfasst. Mit verbalen Erklärungen bin ich zusätzlich entsprechend des in Kap. 3.6 vorgestellten Verfahrens für Texte vorgegangen. Im zweiten Aufenthalt habe ich, basierend auf der Auswertung, eine Nacherhebung durchgeführt. In dieser habe ich für eines der Aufgabenfelder (Kinderbetreuung) die handelnden Akteure präzisiert (z.B. Mutter, Großvater, Lehrerin) und Sortierungen zu Wichtigkeit oder Kompetenzen dieser Person in der Kinderbetreuung initiiert. Die Auswertung des Kartensortierverfahrens wird im Text dieser Arbeit nicht gesondert aufgeführt, sondern unterstützt oder hinterfragt die dargestellten Interpretationen. Eigene Geschichten zum (Re)Produktiven und seiner Krise, lassen sich über das reine Sortieren von Kärtchen nicht generieren. Mit anderen Methoden erhobene Daten lassen sich jedoch besser verstehen. Im Zusammenhang meiner Forschung war das lockere »ins-Gespräch-Kommen« im KSV zudem sehr bedeutsam.

Die Feldstudie war, wie ich gezeigt habe, durch mehrere Methoden geprägt, die zur berücksichtigten Komplexität beigetragen haben. Grenzen liegen zum einen in den genutzten Methoden selber, zum anderen jedoch auch in ihrer Durchführung im Rahmen einer zeitlich sehr begrenzten Feldforschung in einer vielschichtigen Sprachsituation bei gleichzeitig sehr hoher inhaltlicher Offenheit. Ein »Roter Faden« der Forschung, die zu behandelnden Schwerpunktthemen und Ebenen der Organisation von Landeigentum und die Geschichten, die ich zu diesen erzähle, entstanden überwiegend im informellen Rahmen teilnehmender Beobachtung. Erkenntnisse zu Zeitallokation, zu kognitiven Mustern und Text aus dem Interviewmaterial bilden in den meisten Fällen

des Illustrators, was ebenfalls einengt. Für einige Karten habe ich probiert, den Denkraum durch verbale Hinweise weiter zu öffnen. Beispielsweise habe ich darauf hingewiesen, dass mit »Taking care of the child« nicht nur die Betreuung von Babys gemeint ist. Es verwundert wiederum nicht, dass sich in der Illustration ein Baby findet, denn größere Kinder werden bei den Matigsalug häufig nicht explizit durch Erwachsene »betreut«. Wie mit eigenen Konzepten umgegangen wird, bleibt immer Gegenstand sehr komplexer Abwägungen.

Abbildung 4: Sortierung von Arbeiten nach ihrer Geschlechtlichkeit

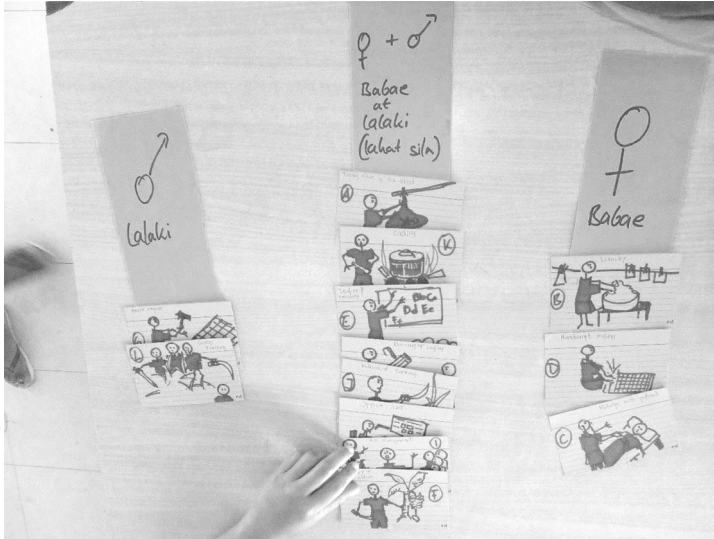


Foto: Janina Dannenberg. Die Illustrationen sind durch einen Forschungsprotagonisten erstellt, die grafische Symbolisierung der Geschlechter entstammt meinem kulturellen Kontext. Sie wird in den Philippinen genutzt. Ob sie bei den Matigsalug allgemeinverständlich ist, habe ich nicht überprüft.

eine Unterstützung und kritische Überprüfung der ethnografischen Wissensproduktion.

3.6 Die Auswertung textlicher Daten

Zentrales Mittel im Gewinn von Erkenntnissen aus der Feldstudie stellt die Auswertung von Texten dar: Interviews, Feldtagebücher sowie Kommentare aus den ABT und KSV. Während ich die Sinnzuschreibung in der »versprachlichten Wirklichkeit« (Kruse 2014: 43) der Interview-Transkripte aus dem Text herauslesen muss, kenne ich den Sinn meiner eigenen Aufzeichnungen bereits, muss ihn jedoch reflektieren.¹¹⁵ Die Auswertung erfolgte in zwei Verfahrensschritten: der sequenzanalytischen Kommentierung und der computergestützten Kodierung.¹¹⁶ Dieses Vorgehen folgt dem oben beschriebenen Gedanken von Integration in der (re)produktionstheoretischen Analyse: Es geht ebenso um einzelne Fälle, wie um ihren Vergleich. Es geht sowohl um Inhalte, als auch um deren Versprachlichung.

¹¹⁵ Zur Nutzung von Feldnotizen als Daten, mit denen in Kodierverfahren gearbeitet werden kann, vgl. Halbmayer & Salat 2011b und Halbmayer & Salat 2011a.

¹¹⁶ Zur Vielschichtigkeit möglicher Unterscheidungen von sequenzanalytischen Verfahren und auf Kodierung basierender Verfahren vgl. Kruse 2014: 387-397.

3.6.1 Sequenzanalytische Kommentierung

Ziel der sequenzanalytischen Kommentierung war es, durch ein chronologisches Vorgehen in der Textbetrachtung, einerseits Texte inhaltlich als Ganzes erfassen zu können,¹¹⁷ andererseits aber auch feine sprachliche Besonderheiten im Text zu erkennen. Diese betreffen z.B. semantische Aspekte, wie Besonderheiten in der Wortwahl (s. Textbeispiele A, C, F¹¹⁸) oder syntaktische Aspekte, wie z.B. indirekte Rede (s. Textbeispiele B, I, J).¹¹⁹ Hierbei wurden direkt in die Textdokumente Kommentare in einer anderen Farbe (rot) hineingeschrieben, diese waren dann im nächsten, eher inhaltlich orientierten Verfahrensschritt direkt sichtbar. Für die Aufmerksamkeitsebenen der Kommentierung orientierte ich mich u.a. an den von Kruse (2014: 501-544) formulierten methodischen Analyse-Heuristiken. Als fruchtbar haben sich hier vor allem die Agency-Analyse (vgl. Kruse 2014: 502-208; Textbeispiele B, E, F, H, I) und die Positioning-Analyse (vgl. Kruse 2014: 509-512; Textbeispiele D, H, I) herausgestellt. In der Agency-Analyse wird erfasst, wem im Text eine Handlungsmacht zugeschrieben wird. Die Positioning-Analyse bezieht sich auf Selbstpositionierungen der Sprechenden oder Fremdpositionierungen durch die Sprechenden im sozialen Raum.¹²⁰ Anders als in dem von ihm entwickelten Verfahren, ging es mir jedoch nicht darum, alle Möglichkeiten der mikrosprachlichen Analyse vollends auszunutzen und jeden Satz mikrosprachlich zu analysieren. Mikrosprachliche Muster habe ich dort kommentiert, wo sie mir mit einem vertretbaren Aufwand (und ohne linguistische Ausbildung) aufgefallen sind. Hierbei ging es nicht um Vollständigkeit, sondern darum, die anschließende, überwiegend inhaltliche Kodierung sensibel und reflexiv gestalten zu können. Ich habe in der Kommentierung sprachliche Muster deskriptiv markiert, jedoch dort, wo ich Interpretationsideen oder Gedanken zu den Kommentaren hatte, diese bereits in einer weiteren Textfarbe (lila) hinzugefügt (Textbeispiele H, I). Die farbliche Markierung erinnerte im nächsten Verfahrensschritt daran, diese vorläufige Interpretation mit Vorsicht zu genießen und den deskriptiven Kommentar gesondert anzuschauen, um mich beim Kodieren nicht zu

117 An der kodierenden Grounded Theory wird kritisiert, dass Daten frühzeitig so zerlegt werden, dass einzelne Abläufe und Geschichten nicht mehr erkennbar sind. Das frühe Vergleichen zwischen Fällen kann den Blick auf Verhältnisse innerhalb eines Falles verstellen (vgl. Schultz 2014: 85).

118 Im Anhang dieser Arbeit befindet sich eine Liste mit Beispielen vorgenommener Kommentierungen verschiedener Art. Sie enthält kurze Textausschnitte, die an ihnen vorgenommenen Kommentierungen, sowie Hinweise darauf, in welcher Form die Kommentierungen zur Gesamtanalyse beitragen konnten, und wie eine Kodierung sprachlicher Muster letztendlich den Weg zu inhaltlichen Interpretationen erleichtert. Für Direktzitationen aus Interviews, nutze ich folgendes Zahlenformat: [Stunde:Minute:Sekunde].

119 Kruse (2014: 479-485) stellt drei sprachliche Aufmerksamkeitsebenen vor, die der Pragmatik/Interaktion, der Syntaktik und der (Wort-)Semantik.

120 Weitere methodische Analyse-Heuristiken sind die Argumentationsanalyse (insgesamt enthalten die untersuchten Texte wenige Argumentationen), die Diskursanalyse (Diskursbezüge habe ich beim Kodieren im zweiten Verfahrensschritt herausgearbeitet) und die Metaphernanalyse (die Arbeit zu Metaphern wird im fremdsprachlichen Kontext stark erschwert, für meine eigenen Texte habe ich sie teilweise herausgearbeitet).

stark vom Text zu entfernen.¹²¹ Gleichzeitig ermöglichte das Verfahren, dass eine ausführliche sequenzielle Bearbeitung des gesamten Materials nur als einmaliger Durchgang erfolgen musste, bevor die EDV-gestützte Kodierung erfolgte. Die Auswertung von Interviews ist immer ein Prozess des Fremdverstehens (vgl. Kruse 2014: 59-75). Kruse & Schmieder (2012: 251) warnen davor, die Analysetiefe allein wegen sprachlicher Probleme zurückzufahren und nur noch auf Inhalte zu schauen. Dieses suggeriert eine Vorstellung von einfachem Verstehen,¹²² bei der gerade im fremdsprachlichen Kontext die Chance besteht, sie aufzubrechen, da Probleme beim Verständnis hier besonders gut zu erkennen sind. Tatsächlich ist die feinsprachliche Analyse auch im fremdsprachlichen Kontext meiner Arbeit fruchtbar (s. Textbeispiele D, E, F, H, I). Sie ist zwar von Unsicherheiten begleitet, teilweise ist es aber gerade der Übersetzungskontext, der, wie beim Beispiel der verschiedenen Auslegungen des »you« (s. Textbeispiel I), die Bedeutung der Agency-Analyse stärkt. Neben den von Kruse vorgeschlagenen Analysen habe ich sprachbegleitende Handlungen und körpersprachliche Mittel (vgl. Kruse 2014: 77; Textbeispiel D), meine Interviewfragen sowie etwaige inhaltliche Passungen zu den Dimensionen von (Re)Produktivität (Textbeispiel I) kommentiert. Zudem habe ich das Verfahren genutzt, um mein Schreiben machtkritisch oder in Bezug auf die Auswirkung eigener lebensweltlicher Konzepte zu hinterfragen (Textbeispiele C, J) sowie starke Emotionen bei der Textlese festzuhalten (Textbeispiel G).

3.6.2 Computergestützte Kodierung

3.6.2.1 Kodieren und Denken

Der zweite Verfahrensschritt war die Kodierung der kommentierten Texte. In Anlehnung an die Grounded Theory Methodologie verstehe ich unter Kodieren nicht nur einfaches Indizieren und Sortieren von Textfragmenten, sondern eine intensive Auseinandersetzung mit den Daten, die eine Emergenz gegenstandsbasierter Theorie erlaubt. In einer ersten Lese des kompletten, bereits kommentierten Datenmaterials habe ich offen kodiert (vgl. Böhm 2004: 477-478). Die in Kap. 3.4 dargestellte theoretische Sensibilität war für die Codebildung jedoch von Anfang an relevant.¹²³

Entstanden sind ca. 200¹²⁴ Codes, denen ca. 1700 kodierte Textstellen (Codings) zugeordnet sind.

Die entstandenen Codes lassen sich folgenden Typen zuordnen:

-
- 121 Kruse (2014: 644-645) mahnt eine, wenn auch nie vollständig mögliche, Trennung der Deskription und der Interpretation von Texten an.
 - 122 Auch muttersprachliche Kommunikation stellt einen Prozess des Fremdverstehens dar. Aufgrund der Indexikalität von Sprache ist Verstehen immer ein schwieriger Prozess (vgl. Kruse & Schmieder 2012: 252-260).
 - 123 Wenn das Datenmaterial sich bereits stark an einem eingegrenzten Thema orientiert, ist eine größere Offenheit bei der Kodierung möglich. Da mein Datenmaterial aber sehr breit angelegt ist, habe ich meine, ebenfalls noch sehr breiten theoretischen Vorüberlegungen, bereits beim offenen Kodieren bedacht. Ich habe trotzdem viele Codes gesetzt, bei denen ich mir noch keinen Zusammenhang zur Krise des (Re)Produktiven denken konnte.
 - 124 Die Zahlen beziehen sich auf den Teil des aktuellen Codesystems, der in der ersten chronologischen Lese entstanden ist. Es wurden an diesem Teil jedoch auch zu späteren Zeitpunkten noch Änderungen, insb. Ergänzungen vorgenommen.

- 1 In-Vivo-Codes: z.B. »neat and clean«, »remote area«, »survive«. Diese wurden direkt nach dem genutzten Wort oder Satzbaustein benannt. Sie haben den Vorteil einer garantierten Nähe zum Text und garantieren eine emische Perspektive (vgl. Böhm 2004: 478).
- 2 Ungerichtete etische Codes: z.B. »Arbeitsschutz«, »Schicksal akzeptieren«, »Pionierarbeit«. Diese Codes wurden von mir benannt und entsprechen somit meinem Relevanzsystem. Sie benennen entweder meine Konzepte oder Konzepte, die ich glaube, bei anderen zu erkennen.
- 3 Theoretisch informierte Codes: z.B. »Gutes Leben«, »Zeit haben oder nicht haben«, »Trennung zivilisiert-wild«. Hier wird bereits in der Codevergabe ein Bezug zum theoretischen Ansatz der Arbeit deutlich. Bei der Auswertung muss besondere Vorsicht bestehen, um die Theorie der Empirie nicht überzustülpen.
- 4 Codes zur Wissenssortierung: z.B. »rice post-harvest«, »Highway-Erweiterung«, »Institution Kirche«. Als Nachhaltigkeitswissenschaftlerin geht es mir nicht nur darum, zu verstehen, wie Wirklichkeit konstruiert und Sinn zugeschrieben wird, sondern vor allem auch darum, materialisierte sozial-ökologische Wirklichkeit zu verstehen. Ich muss mich fragen, welches Wissen ich eigentlich darüber habe, wie Reis vor Ort nach der Ernte behandelt wird, was die Auswirkungen von Bodenerosion sind oder wie Kinderbetreuung organisiert ist. Dieses Wissen muss sortiert werden.¹²⁵ Auch Wissen über spezifische Personen, wird hier in personenbezogenen Codes zusammengefasst und zugänglich gemacht.
- 5 Methodische Codes: z.B. »Daten entstehen im Feld«, »Landschaftsemotionen«, »Übersetzer«. In diesen Codes sammle ich teilweise bereits in der Kommentierungsphase »entdeckte« Aspekte, die auf Vorgehen, Gestaltung und Qualität der Forschung schließen lassen.
- 6 Mikrosprachliche Codes: In der Kommentierung gesetzte Hinweise auf z.B. »Agency« wurden z.T. als Codes übernommen, um schnell zugänglich zu sein.

Vor Beginn des offenen Kodierens, wurden keine Codes festgelegt.¹²⁶ Die vorgestellte Typologisierung der Codes wurde im Nachhinein vorgenommen und ist unabhängig von der Kategorisierung der Codes.¹²⁷ Diese wurde bereits teilweise während des Kodierens vorgenommen, teilweise im Anschluss daran. Der nächste Schritt war eine neue vollständige Lesung des gesamten Materials. In dieser wurden 27 neue Codes hinzugefügt, die zu erkennen und zu entwickeln aufbauend auf die erste Lesung möglich war. Teilweise bildeten sie Vertiefungen oder Verfeinerungen der bestehenden Codes, teilweise bildeten sie neue Sensibilität bzw. Ideen ab. Während der zweiten Lesung habe ich zudem bestehende Codes sortiert, innerhalb der Codes verglichen (vgl. Glaser

-
- 125 Selbstverständlich gehe ich nicht davon aus, dass es sich um objektives Wissen handelt (s. Kap. 2.3.2). Trotzdem muss es fachlich sortiert werden, um weiter damit arbeiten zu können.
 - 126 Tatsächlich finden sich im Codesystem Codes und Kategorien, deren Existenz in keiner Weise überraschend ist (z.B. Geld, Arbeit). U. U. wäre hier eine Vorstrukturierung basierend auf den forschungsgegenständlichen Analyse-Heuristiken eine Option gewesen.
 - 127 Personenbezogene Codes, methodische Codes und mikrosprachliche Codes stehen im Codesystem allerdings jeweils mit ihresgleichen zusammen. Dieses war nicht im Vorwege geplant, jedoch inhaltlich und technisch naheliegend.

& Strauss 1998/2010: 119-122), Fragen an den Text gestellt (Kruse 2014: 102) sowie Kodierungen in Beziehung zu verschiedenen Diskursen gesetzt und in Bezug auf diese und eigene Vorannahmen reflektiert (vgl. Schultz 2014: 89-92). Auch habe ich in diesem Schritt Kategorien gebildet. Es gab Themen, die ich beiseitelegen konnte, und solche, die ich weiterverfolgen wollte. Selektive Ergänzungen der Codes erfolgten teilweise basierend auf Erinnerungen an das Material und dem anschließenden Auffinden der als passend erinnerten Textstellen und teilweise über eine automatisierte lexikalische Suche.

Anders als im selektiven Kodieren der Grounded Theory Methodologie nach Strauss & Corbin (1996: 94-117) habe ich nicht nur eine einzige (Strauss & Corbin 1996: 99) Kernkategorie herausgearbeitet, da es mir nicht um eine Theorieentwicklung in einer Geschichte ging, sondern um ein breites Bild der Krise des (Re)Produktiven in unterschiedlichen Facetten. Die sich aus dem Material entwickelnden »kleineren« Aspekte von individueller und kollektiver Involviertheit in die Krise habe ich in den Kapiteln um die Landeigentümer_innen (Kap.6) und um die Organisation FEMMATRICs (Kap. 7) entfaltet. In diesem Zusammenhang bin ich immer wieder zum Material zurückgekehrt und habe lange zusammenhängende Textpassagen gelesen, Auslegungen auf ihre Konsistenz überprüft¹²⁸ sowie neue Kodierungen vorgenommen. *Kaingin* und Ökotourismus können insofern als Kernkategorien bezeichnet werden, als dass sie aus der Forschung heraus als Schwerpunktthemen entstanden sind und ich auf sie bezogen umfangreich selektiv kodiert habe (vgl. Strauss & Corbin 1996: 97).¹²⁹ Die korrespondierenden Kapitel (8 und 9) sind jedoch nicht mehr vollständig an meine Feldforschung gebunden, sondern beinhalten empirische Literaturarbeit und theoretische Überlegungen, die auch auf Literatur bezogen sind und nicht allein auf meine Forschung. Herausfordernd für die gesamte Kodierungsarbeit war die dargestellte Unterschiedlichkeit der Codes. Zu nennen ist insb. das Verhältnis zwischen Codes, welche Sachinformationen sammeln, und solchen, die Konzepte abbilden. Die Infocodes zu bearbeiten und zu sortieren, ist ein relativ technischer Vorgang, das abduktive Denken findet in den konzeptuellen Codes statt.¹³⁰ Beide lassen sich jedoch nicht vollständig voneinander abgrenzen. Eine Aussage wie »I planted rice, corn, rubber trees, durian trees, mango trees, and along the river are trees like lawaan, durian to hold back the land when rainy season comes« enthält Informationen zur Bodenerosion, aber gleichzeitig (neben vielem anderen) zu einem Bewusstsein, Bodenerosion durch Naturgestaltung beeinflussen zu können. Codes wie »Bodenerosion« enthalten also auch konzeptuelle Informationen. In der Arbeit am Text mussten scheinbare Codes zur Wissenssortierung also mitbedacht werden, obwohl die enthaltenen »Fakten« bereits dargelegt waren. Natürlich hätte der zitierte Satz auch als z.B. »Selbstwirksamkeit in der Naturregulation« kodiert werden

128 Zur Konsistenz als Qualitätskriterium in der qualitativen Forschung vgl. Kruse 2014: 57.

129 Neben diesen gibt es weitere Kategorien, die, wenn auch nicht in eigenen Kapiteln, sich doch durch die ganze Arbeit ziehen. Ein Beispiel ist »Indigenität«. Wie sie in der Krise des (Re)Produktiven hergestellt und abgespalten wird, wird immer wieder zum Thema.

130 Wichtig ist natürlich trotzdem die Verbindung zu den »Sachinformationen«. Die entstehenden Ideen sind sonst keine sozial-ökologischen.

können.¹³¹ Auf der inhaltlichen Ebene habe ich jedoch erst einmal die Information über Bodenerosion und Landwirtschaft erkannt und ihn nur in diesen Bereichen kodiert. Das freie theoretische Denken wurde durch das gleichzeitige Erfassen von inhaltlichen Informationen für mich tendenziell gestört. Dieses betrachte ich als eine Herausforderung des interdisziplinären sozial-ökologischen und auch ›nichtmodernen‹ Arbeitens.

3.6.2.2 Reflexion des Softwareeinsatzes

Für die Kodierungen habe ich das Programm MAXQUDA 10 genutzt. Die Entscheidung, digital zu kodieren, hatte in erster Linie pragmatische Gründe. Die einfache Handhabung von großen Textmengen und die Möglichkeit, mobil zu arbeiten, möchte ich nicht missen. Die Wahl des Programmes MAXQUDA lag in seiner Verfügbarkeit und der Möglichkeit, an einer Schulung teilzunehmen.¹³² Schmieder (2014: 594-595) warnt davor, dass bei unpräziser Softwareauswahl die Gefahr besteht, dass die Forschung inhaltlich der Software angepasst wird. Ich habe bei offensichtlichen Passungsproblemen den Weg gewählt, Arbeitsschritte außerhalb der Software durchzuführen. Dieses betrifft vor allem die Kommentierungen, die in MAXQUDA nicht möglich gewesen wären (vgl. Weber 2014: 606-607). Die relativ schlechte Übersichtlichkeit von Memos (vgl. Weber 2014: 606-607) hat zudem dazu geführt, dass ich kodierte Textstellen häufig wieder in Word exportiert und dort mit Kommentaren/Memos versehen habe. Das »Nachdenken« (Reflektieren, Vergleichen, Kommentieren etc.) und die Vorbereitung für das Schreiben, erfolgten meist in exportierten Dateien. In MAXQUDA habe ich vor allem die Grundfunktionen der Kodierung genutzt, selten die lexikalische Suche.

Eine genaue Reflexion ergibt jedoch, dass die Software trotzdem eine Auswirkung auf mein Kodier-Verhalten hatte. Bereits während des Kodierens wird in MAXQUDA einem Code eine Farbe zugeordnet, zudem erscheint eine Liste der bereits vergebenen Codes, sofern sie nicht ausgeblendet wird. Tatsächlich ist deshalb die Versuchung groß, bereits während des offenen Kodierens, des Öfferns auf bereits bestehende Codes zurückzugreifen und die Liste der Codes schon einmal »vorausortieren«. Die Entscheidung, wo der neue Code abgelegt wird und mit welcher Farbe er versehen ist, muss ja ohnehin getroffen werden. In dem Programm werden also Schritte vorweggenommen, die innerhalb der Grounded Theory dem axialen Kodieren zuzuordnen sind (vgl. Böhm 2004: 478-479). Da das axiale Kodieren teilweise parallel zum offenen Kodieren verlaufen ist, habe ich es kaum als systematischen Arbeitsschritt wahrgenommen bzw. nicht mehr als einen solchen ausgebaut.¹³³ Die Trennung zwischen den Kodier-Schritten in

131 Hilfreich hierfür wäre gewesen, in der Kommentierungsphase »I planted« als Agency zu dokumentieren, dieses ist aber nicht geschehen.

132 Mein Anspruch war, dass das Programm helfen sollte, Kodierungen und Kategorien zu erstellen. Vor dem Hintergrund, dass dieses wohl jedes Programm zur qualitativen Datenanalyse kann, habe ich die Bedeutung der Softwareauswahl unterschätzt.

133 Ich habe beispielsweise keine speziell zu der Forschung passenden, visuellen Kodierparadigmen entworfen. Auch das Kodierparadigma, das Strauss vorschlägt, lässt sich nicht linear darstellen, legt man seine grafische Darstellung in Strübing (2004: 27) zugrunde. Retrospektiv halte ich es für möglich, dass ich im linearen Kategoriensystem geblieben bin, weil die Software dieses System eben nahelegt. Kuckartz (2007: 57-82) thematisiert in seinen Ausführungen zum Kodieren im Rahmen der Grounded Theory mit MAXQUDA *nicht*, dass die hierarchisch-verzweigte Darstellung des Kategoriensystems evtl. ungeeignet ist für die kreative mehrdimensionale Anwendung von

der Grounded Theory Methodologie ist zwar nicht unbedingt eine zeitliche (Strübing 2004: 19¹³⁴), ich habe mir aber tatsächlich zu wenig bewusst gemacht, dass das sofortige Sortieren von neuen Codes nicht nur Zeit einspart, sondern auch die Offenheit im Kodieren einschränkt. Ein »Match« zu einem bestehenden Code und eine passende Gruppierung von Codes in einem linear aufgebauten Schema fühlen sich in dieser Arbeitslogik schnell nach einem Erfolg an, obwohl sie es inhaltlich nicht unbedingt sind. Gegenüber früherer analoger Kodierarbeit hatte ich so häufig das Gefühl, sehr stark ins Sortieren zu geraten.¹³⁵ Weitere Gründe hierfür sind die bereits erwähnten Sachcodes, über die Wissen sortiert werden muss sowie der durch die Digitalisierung wachsende Anspruch, ein »ordentliches« Kodiersystem zu hinterlassen. Dieser entsteht, da das Kodiersystem in einem Programm dokumentiert ist, und es potentiell die Möglichkeit gibt, *alle* Kodierungen, Kategorien und ihr Verhältnis zueinander, sowie *alle* jemals dazu verfassten Gedanken auf einen »Klick« sichtbar zu machen. Visuelle Unordnung hingegen fühlt sich im Digitalen nicht nach guter Forschungspraxis an, anders als ein »kreatives Chaos« aus Flipchartpapieren und Memozetteln. Vom Anspruch eines »ordentlichen« Kodiersystems konnte ich mich nach einiger Zeit lösen. Ich bin dann so verfahren, wie dieses auf Papier stattgefunden hätte: Ich habe nur noch Teile des Kodiersystems weiter gepflegt, die ich auch genutzt habe; dieses tat ich entweder innerhalb von MAXQUDA oder in exportierten Dokumenten. Die Nachvollziehbarkeit meiner Forschung wird so gegenüber einem analogen Vorgehen kaum erhöht,¹³⁶ dafür bleiben die praktischen Vorteile der EDV-Unterstützung erhalten und werden nicht durch neue »Datenpflegearbeiten« aufgewogen.

3.7 Interdisziplinäres Schreiben

In Kap. 1.2.3 habe ich theoriebasiert dargelegt, warum dies eine interdisziplinäre Forschungsarbeit ist. In Kap. 3.5-3.6 habe ich bereits diskutiert, wie ich mit unterschiedlichen Methoden sowohl die Rekonstruktion von Sinn als auch das Verständnis materialisierter Wirkungszusammenhänge anstrebe. Im Folgenden sei auf die Bedeutung der Interdisziplinarität für die Qualität und das Schreiben in dieser Forschung eingegangen.¹³⁷

In den in dieser Arbeit berührten Disziplinen unterscheidet sich die Textproduktion hinsichtlich ihrer Narration und Eindeutigkeit. Ethnologische Ethnografien sind häu-

Kodierparadigmen. Das Axiale Kodieren ist hier innerhalb einer Liste vorgesehen, »die nach den Bedürfnissen des Nutzers geordnet werden kann« (Kuckartz 2007: 81).

- 134 Verweis auf Flick, Uwe (2002): Qualitative Forschung. Eine Einführung. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- 135 Die Tendenz einer Mechanisierung und Ritualisierung von Arbeitsabläufen bei Softwareunterstützung beschreibt auch Schmieder (2014: 588).
- 136 Oft wird mit der Anwendung von Software die Hoffnung auf eine erhöhte Nachvollziehbarkeit von qualitativen Forschungsprozessen verbunden (Schmieder 2014: 588).
- 137 Wenn ich auf verschiedene Schreibkulturen schaue, hängen diese selbstverständlich mit einer unterschiedlichen Forschungspraxis- und theorie zusammen. Da ich hiervon aber verschiedene kombiniere, der entstehende Text aber nur ein Text ist, problematisiere ich hier die Herausforderungen der Interdisziplinarität in der Textproduktion.

fig sehr erzählend verfasst und enthalten Wiedergaben langer Geschichten. Die Qualität ethnologischer Feldforschung entstammt, neben anderem, dem »Lange-selbst-dort-gewesen-Sein«. Diesem Umstand wird durch das narrative Schreiben Authentizität verliehen, so zum Beispiel durch ausführliche Geschichten des Ankommens (vgl. Lemke 2014: 45–46). Gleichzeitig kann die emische Perspektive und die Situietheit der Forschenden auf diese Weise dargelegt werden, ohne in einen zu engen konzeptuellen Rahmen gepresst zu werden. Eine intersubjektive Nachvollziehbarkeit¹³⁸ ist durch das Nachempfinden der Geschichten vorhanden. Für die Leser_innen ist jedoch nicht nachvollziehbar, wie es von genau welchen Daten (und welchem impliziten Wissen) zu genau welcher Geschichte, zur Erwähnung oder Auslassung welcher Details gekommen ist. Sozialwissenschaftliche Arbeiten, die sich auf qualitative Interviewforschung beziehen, sind wesentlich analytischer geschrieben. Der Datenkorpus wird streng eingegrenzt, Informationen die diesem nicht angehören (z.B. Interviewtestläufe) werden nicht einbezogen. Um einer Nachvollziehbarkeit vom Datentext zum Analyseergebnis zu erreichen, werden teilweise sehr kleinräumige Verfahrensangaben gemacht, Zugang zu (anonymisierten) Transkripten ermöglicht und diese sekundengenau zitiert. Die Schreibweise in den Wirtschaftswissenschaften ist häufig ebenfalls sehr technisch. Nachdem ein theoretischer Rahmen zugrunde gelegt wird, ist sie innerhalb von diesem zudem von einer großen Eindeutigkeit geprägt. Das in der qualitativen Sozialforschung reflektierende »Es könnte auch anders sein« wird hier über die Offenlegung von Vorannahmen für ein Modell berücksichtigt, jedoch weniger bei der konkreten Analyse.

In diesem dargestellten interdisziplinären Rahmen sind in dieser Arbeit immer wieder Schreibentscheidungen zu treffen. Ich habe mich mit dem Ziel einer kohärenten Forschung dafür entschieden, unterschiedliche Wissenschaften, in denen verschieden geschrieben wird, innerhalb eines Textes zu kombinieren, und die jeweiligen Schreibweisen einander anzunähern.¹³⁹ Wie in der Ethnologie – und zunehmend anderer qualitativer Sozialforschung – komme ich in dem Text als Person vor. Ich nehme im Text verschiedene theoretische und analytische Überlegungen auf, auch wenn diese die emische Perspektive in den Hintergrund drängen. Narrationen, die Wissensgenerierung durch verkörperte Erfahrung verdeutlichen, räume ich Platz in Fußnoten ein, teilweise auch im Haupttext.¹⁴⁰ Dort, wo ich mich auf ökonomische Modelle beziehe, tue ich dieses weniger eindeutig, sondern diskutiere auch Zweifel. Es ist mir daran gelegen,

138 Zur intersubjektiven Nachvollziehbarkeit als Qualitätskriterium qualitativer Forschung vgl. Steinke 2004: 324–326.

139 In der sozial-ökologischen Forschung gibt es viele Texte, die ähnlich vorgehen und eine Orientierung bieten. Explizite Auseinandersetzungen mit den Schreibstilen der Ethnografie und der Interviewforschung kenne ich nicht.

140 Tatsächlich ist mein Anliegen, mithilfe vieler Fußnoten eine Art »interdisziplinäre Authentizität« herzustellen. Ich gehe davon aus, dass Leser_innen dieser Arbeit mit verschiedenen disziplinären Hintergründen verschiedene, aus ihrer Perspektive vielleicht schmerzliche, Leerstellen vorfinden. Fußnoten verweisen darauf, dass in einer der berührten Wissenschaftsdisziplinen eine Thematik noch weitergedacht werden könnte und dass ich dieses (wenigstens teilweise) zur Kenntnis nehme, wenn ich die jeweilige Perspektive auch nicht ausbauen kann. Kein_e Leser_in dieser Arbeit, wird alle Fußnoten relevant finden. Mein Ziel ist es, Impulse verschiedener Disziplinen aufzugreifen um möglichst verschiedenen Personen einige Resonanz Erfahrungen zu ermöglichen. Dieses verstehe ich als eine Qualität interdisziplinären Schreibens.

meine Gedanken nachvollziehbar zu gestalten, aber sie beruhen eben nicht nur auf einer direkten Analyse von methodisch eindeutig generiertem Text, sondern auch auf Interpretationen des erlebten Feldes. Dementsprechend gebe ich zitierte Interviewpassagen zwar mit einer Zeitangabe (Minuten und Sekunden) an, gebe aber nicht unbedingt detaillierte und isolierte Erklärungen zur Wissensproduktion aus Interviews oder dem KSV wieder. Denn in alle Wissensproduktion fließt auch die teilnehmende Beobachtung mit ein. Ich möchte keine zu starke Exaktheit suggerieren, wenn die Frage, was überhaupt erzählt wird, sich letzten Endes aus der Gesamtheit der Forschung ergibt.¹⁴¹ Umgekehrt probiere ich die methodische Kontrolle (vgl. Kruse 2014: 56) über Daten aus der teilnehmenden Beobachtung zu erhöhen, indem ich, anders als bei Ethnolog_innen üblich, an vielen Stellen angebe, aus welchen Feldtagebucheinträgen eine Information stammt. Die Frage »Wo steht das im Text« thematisiert Kruse (2014: 644-645) als eine qualitätssichernde Prüffrage zur Generierung und Darstellung von Forschungsergebnissen. Über das dargestellte Vorgehen habe ich mich gezwungen, mir diese Frage auch für allgemeine Information über das Leben in Sinunda zu stellen.¹⁴² Dennoch steht nicht alles im Text, denn kein Feldtagebuch kann vollständig sein und es ist vorgekommen, dass ich etwas aufgeschrieben habe, das ich in der Feldforschung gelernt, aber nicht dokumentiert habe. Durch das Bestreben, Tagesangaben nachvollziehbar zu machen, bin ich auf diese Wissensbestände aufmerksam geworden und konnte sie noch einmal kritisch prüfen.

Oben (Kap. 3.5) habe ich thematisiert, dass Triangulation nicht als Ausgleich von Defiziten jeweils anderer Methoden, sondern als Komplexitätssteigerung gelesen werden sollte. Trotzdem sind Triangulation und Interdisziplinarität in Erhebung und Darstellung, meiner Erfahrung nach, nicht als additive Konstrukte leistbar. Meine Feldforschung ist kürzer und weniger intensiv als eine »echte« ethnologische Studie. Meine Interviews sind unter den Bedingungen des Feldes und der vielen anderen Aufgaben, die meine Forschung erfüllt, schlechter vorbereitet und ausgewertet, als dieses in »reiner« Interviewforschung möglich wäre. Für die Aufarbeitung naturwissenschaftlicher und geografischer Wissensbestände gilt dieses sowieso. Ziel ist es, über Triangulation und Interdisziplinarität nicht abgeschliffene und vereinfachte »reine« Methoden miteinander zu verbinden, sondern im Sinne sozial-ökologischer Nachhaltigkeitsforschung ein speziell auf dieses Forschungsprojekt abgestimmtes, eigenes, komplexes »Reich der Mitte« nicht nur theoretisch, sondern auch im Text zu entfalten.

In Teil A dieser Arbeit habe ich nun die theoretische Rahmung, methodologische Überlegungen und mein Vorgehen dargestellt. In Teil B steht der Forschungsgegen-

141 Aus diesem Grund verzichte ich auf eine systematische Aufstellung der Interviews mit *Datum*, *Uhrzeit*, *Ort* etc. Denn was nützt die Information, dass an einem bestimmten Tag mit einer bestimmten Person gesprochen wurde, wenn die gleiche Person in anderen informellen Gesprächen viel mehr über sich preisgegeben hat? Sinnvoller ist es, das Verhältnis verschiedener Erhebungsmethoden in Bezug auf die dargestellten Inhalte offen zu legen.

142 Der Grad, zu dem eine Information »im Text steht«, oder aber im Text etwas steht, aus dem ich als Feldforscherin diese Information rausziehen kann, ist natürlich sehr unterschiedlich. Er wird über die Tagesangaben leider nicht indiziert. Ich versuche im Text offenzulegen, wie es zu bestimmten Informationen gekommen ist, ob ich z.B. danach gefragt habe.

stand Landeigentum im Mittelpunkt. Kapitel 4 liefert einen Überblick über Landeigentumsverhältnisse, -nutzungen und -konflikte in den südlichen Philippinen und stellt die Landeigentümer_innen der *Ancestral Domain*, die Matigsalug Manobo, als indigene Gruppe vor. Darauf folgt eine (re)produktionstheoretische Auseinandersetzung mit der rechtlichen – und der praktizierten Organisation von Landeigentum innerhalb der *Ancestral Domain* (Kap. 5). Die Position der Landeigentümer_innen in der Krise des (Re)Produktiven wird sowohl auf Personen bezogen (Kap. 6), als auch auf der Ebene kollektiver Organisation (Kap. 7) erarbeitet.

